

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

NOVEMBER · NR. 101 · 07.11.2020 – 11.12.2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

Geliebtes

PUBLIKUM
PUBLIKUM
PUBLIKUM
PUBLIKUM

Zuschauerräume sind zweifellos sicherer als viele andere Orte der Begegnung. Gleichzeitig muss die Kultur um ihre Existenzberechtigung betteln. Beim Überlebenskampf der Kunst sind deshalb die Zuschauer, Konzertgänger und Museumsbesucher so wichtig wie noch nie.

In dieser Ausgabe begegnen Ihnen Veranstaltungen, die lange vorbereitet wurden und nun nicht stattfinden können. Manche werden verschoben, andere würden spurlos verschwinden, würden wir nicht trotzdem auf sie aufmerksam machen. Aktuelle Veranstaltungshinweise finden Sie auf unserer Homepage.

Ein heißer Kindertheaterherbst! Wer zwischen Jugendroman, musikalischem Figurentheater, Tanztheater und politischen Fragestellungen nicht fündig wird, dem ist nicht zu helfen – sagt Sabine Leucht (S. 3) || **Wer macht die Wahrheit?** Thomas Lassonczyk traf Johannes Naber, Regisseur der Politsatire »Curveball« (S. 17) || **Zellteilung:** Das internationale Musikerkollektiv Alligator Gozaimasu bietet Klangwerke zur Weiterverarbeitung an. Dirk Wagner sprach mit Initiatorin Stephanie Müller (S. 25) || **Besondere Kunsttreffpunkte:** Erika Wäcker-Babnik flanirt von einem Geheimtipp zum nächsten (S. 28) || **Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile:** Julie Metzdorf stellt die Schmuckkünstlerin und Dannerpreis-Gewinnerin Bettina Dittlmann vor (S. 30) || **Der Geist der Genfer Konvention:** Franziska Sperr sprach mit Dina Nayeri über Flucht und Dankbarkeit (S. 11) || **Wer bekommt den Bayerischen Buchpreis?** Florian Welle, Chris Schinke und Klaus Hübner haben die nominierten Romane gelesen (S. 17) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || **Impressum (S. 9)**



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

Suche Ticket!

Reicht es, wenn eine Gesellschaft als Zivilisation funktioniert? Es gibt Menschen, die sich nicht damit zufriedengeben, einfach zu überleben. Man ist hier ja nicht im Krieg. Für diese Menschen geht es auch um das WIE. Hier kommt die Kultur ins Spiel. Denn sie ist es doch, die das Leben lebenswert macht. Oder?

CHRISTIANE PFAU

Worauf müssen wir seit Monaten verzichten? Materiell: auf fast nichts. Nicht auf Klopapier, nicht auf Lebensmittel, nicht auf geheizte Räume und fließendes Wasser, auf Strom und funktionierende Tankstellen. Wer im Theater hustende Nachbarn oder im Kino den Nacho-Mief aus der nächsten Reihe ertragen musste, dem wird das jetzt nicht fehlen. Derartige »Events« fühlen sich neuerdings an wie großzügige Businessclass-Upgrades. Man könnte sie genießen – ginge man denn hin. Das tun aber viel zu wenige. Man kann Corona nicht schönreden. Aber wenn die Kanzlerin empfiehlt, man solle so wenig wie möglich aus dem Haus gehen, kann sie keinen Kulturort meinen. Man muss annehmen, dass sie und der bayerische Ministerpräsident seit Monaten kein Theater von innen gesehen haben, denn sonst wüssten sie, wie es dort zugeht: nämlich wie in einem Hochsicherheitstrakt. Statt der Mahnungen, möglichst wenig aus dem Haus zu gehen, hätten sie das Publikum explizit motivieren können: Wenn Sie sich sicher fühlen wollen, gehen Sie ins Konzert! Ins Theater! Ins Museum! So vielen Menschen in Kurzarbeit wird die Zeit lang und länger. Warum koppelt man die Auszahlung des Kurzarbeitergeldes nicht an den Kunstkonsum? Die Theater und die Orchester könnten dreimal am Tag spielen. Und statt viel zu komplizierte »Sofort«-Hilfen anzukündigen, wäre es doch viel sinnvoller, dass der Staat die verlorenen Eintrittsgelder für jeden verordneten leeren Platz übernimmt und diese den Veranstaltern und den Künstlern direkt auszahlt, wie es Andreas Schessl, Geschäftsführer von MünchenMusik, vorgeschlagen hat.

Absurde Publikumsabschreckung

Fragt man nach, warum Menschen beispielsweise nicht ins Theater gehen, ist die Antwort meist ein diffuses Abwinken. Nein, jetzt nicht, zu gefährlich, will niemanden anstecken, will mich keinem Ansteckungsrisiko aussetzen. Ich traue mich nicht, ich habe zu viel Angst. Vor dem Weg ins Konzert, davor, sich im Theater anzustecken. Manchmal fällt das gefährliche Wort »Menschenmassen«. Man fragt sich, wo diese sein sollen. Im Theater? Stattdessen erlebt man so gut wie keine Veranstaltung, bei der alle der zur Verfügung stehenden 28 (statt 99 in der freien Szene) oder 200 (statt 1038 wie im Prinzregententheater) oder gar 500 Plätze tatsächlich besetzt wären. Zum Beispiel die Münchner Philharmoniker: Im Gasteig bespielen sie einen Saal, in dem normalerweise 2572 Personen Platz finden. Neben der Bayerischen Staatsoper und der Nürnberger Meistersingerhalle sind sie die Einzigen in Bayern, die bis 26. Oktober vor 500 Zuschauern spielen durften. Trotzdem sind sie nicht immer ausverkauft, was am schwerfälligen Handling liegt: Zum Verkaufsstart eines Konzerts stehen 200 Tickets zur Verfügung. Der Ansturm am Anfang ist riesig. Wenn dann drei Tage vor dem Konzert, also extrem kurzfristig, die Information aus dem Staatsministerium für Kunst kommt, dass 300 Tickets zusätzlich angeboten werden dürfen, kommt es aber nicht zu einer zweiten Buchungswelle. Grund dafür ist, dass der Umgang mit den Wartelisten, die nach der ersten Buchung angelegt werden, nicht funktioniert. Tickets bleiben übrig, weil die Besucher sagen: Wir kriegen sowieso keine Karten. Auch wenn die Abonnenten persönlich von den Philharmonikern über die Kontingente informiert werden, können diese sich schwer zum Besuch überwinden, denn man hört ja: Solche Menschenmassen sind gefährlich. Und das Ministerium fühlt sich darin bestätigt, dass gar nicht so viele Besucher ins Konzert wollen, wie behauptet wird. Leider kommt auch aus dem Münchner Kulturreferat kein entschiedenes Signal zur Verbesserung des operativen Szenarios. Es gilt nur eine Sichtweise: Regeln und Verordnungen (also die aus dem Staatsministerium) müssen befolgt werden, egal, wie wenig sie mit der Realität des Kunstbetriebs zu

tun haben. Das schreckt das Publikum ab. Boshaft könnte man dieses Prozedere als strategischen Kulturboykott betrachten.

Schleichende Entwöhnung

»Es ist kein Wunder, dass die Leute sich nicht ins Theater trauen, wenn sie ständig von politischer Seite mit Katastrophenszenarien und mit der Drohung von Lockdowns konfrontiert werden«, sagt Hannah Stegmayer vom Bürgerhaus Pullach. Wenn dem Publikum die irrierte Vorstellung genommen würde, dass Kunst und Kultur gefährlich für Leib und Leben sind, wäre schon viel gewonnen. Hans-Jürgen Drescher, Präsident der Theaterakademie August Everding und Hausherr des Prinzregententheaters, sagt: »Wir Theaterleiter sind inzwischen zu Spezialisten für die Wirksamkeit und Geschwindigkeit des Luftaustauschs in unseren Zuschauerräumen geworden. Im Prinzregententheater wird die komplette Raumluft innerhalb von gut 11 Minuten durch Frischluft ersetzt. Der Richtwert der Gesetzlichen Unfallkasse liegt bei 12 Minuten. Es gibt also kaum einen Ort in unserem Land, der sicherer wäre als ein maschinenbelüfteter Theaterraum. Das gilt für die meisten deutschen Bühnen.« In der Staatsoper sind es 9 Minuten, im Gasteig etwa 15. Damit liegen die Theater weit unter den modernsten Zügen und Flugzeugen. Also wo ist das Problem?

Es muss nicht die Angst vor der Ansteckung sein, die den Kunstbesuch verhindert. So mancher wird einfach phlegmatisch. Es ist wie beim Sex: je mehr, desto mehr – und je weniger, desto weniger. Die Entwöhnung vollzieht sich schnell und unauffällig. Keine Lust mehr. Es fehlt ja auch das Vorspiel und das Nach-der-Vorstellung-Gekuschel. Kunst stiftet Identität, sie ist der Motor für eine leidenschaftliche Form der Auseinandersetzung, sie stellt Nähe und magische Verschworenheit her, sich als Teil eines Ganzen und dabei auch noch erhaben über den banalen Alltag zu fühlen. All das fehlt seit Monaten. Wie soll dieses Vakuum kompensiert werden? Wir erleben gerade, dass die unvergleichlich reiche Kulturlandschaft in Deutschland in akuter Gefahr ist. Dabei ist es ist wie mit einem schweren Ozeanschiff. Wenn die Motoren ausfallen, fährt es erst mal ein Stück weiter, bevor es langsamer wird und schließlich anhält. Viele würden also erst mal gar nicht merken, dass es der Kultur schlecht geht. Wer vermisst die tagesaktuelle Livekunst denn wirklich? Oder vermissen die Künstler das Publikum viel mehr als andersherum? Wie sehr die Kunst mit dem beiderseitigen Bedürfnis nach Gemeinschaft zusammenhängt, beschreiben drei Praktiker: Claudia Weber, Pressesprecherin im Lenbachhaus, sagt: »Kunst, die nicht gesehen wird, existiert nicht. Und der Austausch über das Werk, das Gespräch darüber, findet im Museum, in der Galerie statt. Das Museum ist ein sozialer Ort.« Dunja Bialas, »Artechock«-Redakteurin und Filmkunstwochen-Kuratorin: »Das Publikum eines Films ist mehr als der einsame Streamer auf der Couch. Publikum bedeutet Öffentlichkeit, Gemeinschaft unter Menschen, die sich nicht kennen. Im Sehen werden gemeinsam Emotionen durchlebt, wird gemeinsam eine fremde Geschichte erlebt, einem Thema begegnet. Das alles ist gesellschaftsbildend. Fällt das weg, zersprengt sich die Gesellschaft in die Einzelsplitter der Individuen. Solange es ein Publikum gibt, gibt es auch Diskurs und Demokratie. Das findet nicht im Wohnzimmer statt.« Und Vincent Glander, Ensemblemitglied des Residenztheaters, erklärt: »Es ist irritierend für uns, wenn sich die Leute nicht trauen zu lachen und wir keinen Kontakt zum Publikum kriegen. Wenn es stumm bleibt im Saal, weil die Leute sich nicht gegenseitig mitreißen. Die Stimmung lässt sich total schwer ermitteln, wenn die Zuschauer ihre Feedbacks und Reaktionen hinter der Maske halten. Jetzt müssen wir uns die Publikumsreaktionen dazu denken, während wir spielen. Das Publikum

ist mindestens so wichtig wie die Spielpartner auf der Bühne. Wir sind da ja mehrere im Bunde! 50 Leute im großen Haus sind traurig, das fühlt sich eher an wie eine Beerdigung, zu der die Verwandtschaft nicht anreisen darf. Ein ganz großes Problem ist die soziale Komponente des Theaterbesuchs, dass man mit Freunden hinget und über den Abend redet. Da fehlt ein ganz wichtiger Teil von Theater: das Direkte und das Gemeinschaftliche. Im Theater bleibt man normalerweise nicht allein. Das ist ja die Grundidee davon. Mancher Besucher vermisst jetzt vielleicht sogar das Geraschel des Nachbarn.«

Viel mehr als Zeitvertreib

Wer also tatsächlich etwas bewirken könnte, sind nicht allein die Politiker. Wenn die Kunst und ihre Schöpfer diese Zeit überleben sollen, dann nur, weil das Publikum es so will. Wenn vor jedem Theater, vor jedem Museum und jedem Konzerthaus täglich Warteschlangen mit »Suche Ticket«-Schildern stehen würden, wäre der Druck auf die Entscheider viel größer, die Platzzahlen zu erhöhen. Ohne Publikum liegt der Verdacht nahe: Vielleicht gibt es gar nicht so viele Menschen, wie wir uns immer wieder einreden, die Kunst und Kultur wirklich wie ein Lebensmittel brauchen. Jedoch: Der Resonanzraum einer Stadt, ihr Charisma, wird nicht vor allem von Arbeitsplätzen und Joggingstrecken geprägt. Es ist das kulturelle Grundrauschen, das eine Stadt attraktiv macht, selbst wenn viele Bewohner die kulturellen Angebote nie wahrnehmen. Sie spüren trotzdem, was den Zauber ausmacht: die Verheißungen, die Möglichkeiten, die Perspektivwechsel, die Überraschungen, die Erotik der Kunst. Jetzt reichen aber Absichtserklärungen, man könnte ja irgendwann mal hingehen, nicht mehr aus. Jetzt muss das Publikum aktiv werden. Denn was bleibt von dieser Gesellschaft, wenn der große Ausnahmezustand einmal vorbei ist? Der 74-jährige Marek Lieberberg, einer der wichtigsten Popkonzertveranstalter weltweit, sagte jüngst in der »Süddeutschen Zeitung«: »Der Stoff, aus dem unsere Gesellschaft besteht, das, was sie im Kern ausmacht, ihre Inspiration und Imagination, all das wird gerade ausgehöhlt. Das ist ein schwerer Kollateralschaden, auch für unsere Demokratie. (...) Wir werden zurückkommen, da bin ich sicher. Die Frage ist, was auf der Strecke bleibt. Und wer.« Bayerns Kunstminister Bernd Sibler hat in einer Presseerklärung am 23. Oktober mitgeteilt: »Kunst und Kultur nehmen gerade in schwierigen Zeiten wie diesen eine sinnstiftende und verbindende Funktion ein, schenken uns Freude, Abwechslung und Ablenkung. Diese Wertschätzung soll auch in der Unterstützung zum Ausdruck kommen.« Kunst ist demnach also vor allem wertvoll, wenn es um Möglichkeiten des eskapistischen Zeitvertreibs geht. Was er nicht benennt, ist die unbequeme Seite der Kunst, die gerade vor die Hunde geht: Die Stimmen derer, die den Finger in die gesellschaftlichen Wunden legen, die es wagen, undemokratische politische Alleingänge zu hinterfragen, die Zukunftsszenarien vorwegnehmen und die vor der Barbarei warnen, die einsetzt, wenn auf die Kunst verzichtet wird. Andreas Rosenfelder fragte in der »Welt am Sonntag«: »Muss es mit Blick auf die deutsche Geschichte nicht beunruhigen, dass ein einziges Gesetz, nämlich das Infektionsschutzgesetz, einen so fundamentalen Umbau der Gesellschaft tatsächlich erlaubt?« Eine Diskussion hierüber fand kaum statt, vor allem nicht in den demokratisch gewählten Parlamenten. Die Kunst kann all das hinterfragen. Sie ist das Fenster zur Freiheit. Aber wollen Kunstminister und ihre Politikerkollegen das? Eigenmächtig geöffnete Fenster? Von der Kunst motivierte gesellschaftliche Diskurse, die für die Politik nicht gemütvollte Abwechslung sind? Genau deshalb ist das Publikum so wichtig wie nie: als Lebens- und Spielpartner der Künste und ihrer Protagonisten. ||

Alle für einen und für jeden etwas



Ein heißer Kindertheaterherbst bringt bunte Ernte: von den »Bremer Stadtmusikanten« über eine Jugendromanadaption bis zu politischen Stücken über Migration, Diversität und Kinderrechte, vom Tanztheater bis zum Puppenspiel.

»Als die Welt rückwärts gehen lernte«,
»Die Bremer Stadtmusikanten« und
»O, Twist« (im Uhrzeigersinn)
© Arno Friedrich | Sebastian Korb | Felix Krus

SABINE LEUCHT

Wenn die Nachmittage dunkler und die Tage kürzer werden, beginnt eine neue Jahreszeit, auch Kindertheatersaison genannt. Gerade haben Traummaschine Inc. dem lausigsten Herbstwetter zum Trotz mit ihrem »Hirn der Finsternis« die Gegend um den Hachinger Bach im Münchner Osten auf das Versickern von Wasser und Erinnerungen untersucht, da steht auch schon die Wiederaufnahme ihrer vorletzten Produktion ins Haus: »O, Twist« ist für die Traummaschinist*innen das, was einer Herbst-Winter-Variante ihrer sehr ortsspezifischen Theaterauffassung am nächsten kommt. Denn das Waisenhaus, in dem der Held aus Charles Dickens wohl bekanntestem Roman aufwächst, wird in den Räumen des Pathos nachgebaut, wo das Publikum auf schmalen Pritschen liegen und in einer Vielzahl anderer Positionen am eigenen Leib erleben kann, wie sich diese Startbedingungen auf den Lebenslauf auswirken. Im November 2019 zum dreißigjährigen Jubiläum der Kinderrechte uraufgeführt, ist diese Performance so sozial engagiert, fantasievoll und liebenswert chaotisch wie alle Arbeiten der freien Gruppe, seit 2016 »Die katastrophale Johanna« die Isarauen unsicher machte. Von Anfang an mit dabei: Judith Huber, die inzwischen auch als Co-Leiterin des Pathos Kindertheater großschreibt – und großdenkt: So gibt es seit Juni 2019 das hauseigene Young Pathos Kollektiv, in dem junge Erwachsene von 16 bis 20 Jahren unter der Leitung der Regisseurin und Choreografin Chris Hohenester gerade an ihrer zweiten gemeinsamen Produktion arbeiten. Anfang Dezember kommt »Magicicada« zur Premiere – ein Stück über die Schwierigkeit, enge Beziehungen einzugehen und die Angst davor, (wieder) verletzt zu werden, das sich aus den Erlebnissen der Beteiligten speist. Oder – so kommt es aus der Presseabteilung des Hauses: »Ein Stück über Liebe, Schmerz und Kintsugi – die alte japanische Kunst zu reparieren, was zerbrochen ist.«

Um ganz spezielle Brüche geht es beim Gastspiel der Compagnie Nik, die sich mit »3 min« nach mehreren Produktionen für Kinder erstmals wieder an Jugendliche (ab 13 Jahren) wendet. Und Erwachsene sollten sich auch dafür interessieren, denn das Stück für einen Schauspieler, eine Schauspielerin und eine rückwärts laufende Uhr verhandelt den Themenkomplex Flucht, Migration und Rassismus, den die Coronakrise an

den Rand unserer Wahrnehmung gedrängt hat, anhand eines geradezu grotesk anmutenden realen Beispiels: Mitten in der Wüste, im ausgetrockneten Bett des Rio Bravo, dürfen sich seit Jahrzehnten getrennte Freunde, Familien und Liebende für ganze drei Minuten sehen, bis sie von Grenzbeamten wieder auseinandergerissen werden, womöglich für immer. »3 min« war als Recherchestück geplant, das mit einer langen Reise ins Grenzland zwischen den USA und Mexiko hätte beginnen sollen. Dann kam Corona, und aus der Erkundung ganz konkreter Leidensgeschichten ist nun ein Gedankenspiel geworden, das Grenzziehungen und (weiße, westliche) Privilegien hinterfragt. Regie führt – erstmals für die Compagnie – der Musiktheaterregisseur Dominik Wilgenbus.

Politisch geht es auch mit Lena Gorelik weiter. Die Schriftstellerin hat in ihrem Corona-Blog jungen Homeschooling- und-office-Multitaskern aus der Seele gesprochen, ohne dabei zu vergessen, dass das Leid anderswo größer ist. Nun kommt Ende Dezember mit »Als die Welt rückwärts gehen lernte« ihr erstes Kinderstück heraus, das sie gemeinsam mit Judith Huber als »musikalisches Empowerment mit Performer*innen und Puppenspiel« für Kinder ab sieben Jahren konzipiert hat. Darin versuchen sich ein Junge, der schwingende Kleider liebt, und ein Mädchen, das Regeln hasst, einen Reim auf diese Welt zu machen.

Gleichsam als Vorhut findet bereits Anfang November die Bühnenadaption von Goreliks erstem Jugendbuch auf die Bühne des Marstall. Ach, was heißt »Jugendbuch«! »Mehr Schwarz als Lila« ist ein wortgewaltiges Kondensat dieses Jugendgefühls, dass genau jetzt und mit mir das Leben beginnt. Es taucht zurück in die Zeit, wo – so die Münchner Autorin selbst – »alles dauernd groß ist und man das Gefühl hat, es ist noch nie jemandem so zugestoßen wie mir«: die Einsamkeit, der Schmerz, die Hoffnung. Die drei Spielernaturen in diesem Buch üben sich in Grenzübertretungen, von denen die größte ein Kuss unter dem Galgen der KZ-Gedenkstätte von Auschwitz ist. Der Roman der 1981 in Sankt Petersburg geborenen Jüdin hält zwar an dieser Stelle die Luft an, lässt aber den Zeigefinger stecken. Man darf gespannt sein, ob das Bayerische Staatstheater und die Uraufführungsregisseurin Daniela Kranz ihr darin folgen.

Andernfalls freut sich auch die freie Szene im HochX auf Besucher. Julia Giesbert, die einem in München bislang nur unter dem fruchtigen Label »Theater Ananas« begegnet ist, hat sich mit dem renommierten Puppenbauer und -spieler Peter Lutz zusammengetan. Die beiden haben an der Berliner Ernst-Busch-Schule studiert und sich in Karlsruhe bei der Arbeit für Anna Bergmanns Inszenierung »Broken Circle« wiedergetroffen. Nun richten sie die altbekannten »Bremer Stadtmusikanten« neu an und servieren sie Kindern ab vier Jahren als ein Paradebeispiel dafür, wie Diversität, gegenseitige Akzeptanz und sogar ein (gemeinsamer) Neuanfang gelingen können. Klingt pädagogisch wertvoll? Sieht aber dank der herrlichen Figuren lust- und reizvoll aus! Und auch ein Tanztheaterstück hat der Kindertheaterherbst im Gepäck: Sabine Karbs »Ich war das nicht!« widmet sich dem weiten Feld des Schwindeln, der (Not-)Lügen und der Verantwortung, die auch Acht- bis Zwölfjährige bereits für sich und ihre Taten übernehmen können. Drei Tänzerinnen – neben Karb selbst Lisa Lugo und Barbara Galli-Jescheck – steuern eigene Erfahrungen und eine gemeinsam mit Münchner Grundschüler*innen erarbeitete Soundcollage bei. Wer hier nicht fündig wird, dem ist nicht zu helfen. ||

3 MIN | bis 8. Nov. (verschoben)

O, TWIST | 26.–28. Nov. (verschoben)

MAGICICADA | 4.–6. Dez.

ALS DIE WELT RÜCKWÄRTS GEHEN LERNT

18.-20., 22. Dez.

www.pathosmuenchen.de

MEHR SCHWARZ ALS LILA | 1., 2., 6., 7., 12. Dez.

www.residenztheater.de

BREMER STADTMUSIKANTEN | 29. Nov. bis 1. Dez.

(verschoben)

ICH WAR DAS NICHT | 5. und 6. Dez.

www.theater-hochx.de

Wider die Universalvereinfachung

Schorsch Kamerun arbeitet sich an Fritz Langs Film »M – Eine Stadt sucht einen Mörder« ab.



Der Schrecken (Lisa Stiegler) ist irgendwie grau in »M – Eine Stadt sucht einen Mörder«
© Armin Smaliovic

SOFIA GLASL

Kameras und Bildschirme, überall. Der gesamte Theaterraum scheint überwacht und gleichzeitig einsehbar zu sein. Selbst die Rückwand der Bühne wirkt, als sei sie durchsichtig, denn Livekameras zeigen den Marstallplatz, dem der Zuschauer-raum der hiesigen Spielstätte zugewandt ist. Auf der ebenerdigen Spielfläche nur ein paar Quader und Sitzelemente, links die Band um den Hamburger Musiker Schorsch Kamerun, ein Punkrock-Urgestein. Eine Plexiglasumzäunung macht aus diesem Raum ein Gehege, das die Trennung von Publikum und Akteuren im Bewusstsein hält. Jeder Zuschauer bekommt einen eigenen Funkkopfhörer, damit der Ton nicht an den

Plastikscheiben kleben bleibt. Ein merkwürdig passendes Theatererlebnis ist das hier im Marstalltheater, denn dieser Abend fängt das Unwohlsein ein, das sich regelmäßig einstellt, nicht erst seitdem eine Pandemie die Gesellschaft in Daueralarmbereitschaft gesetzt hat. Schorsch Kamerun arbeitet sich nun in einem dritten Anlauf an dem Film »M – Eine Stadt sucht einen Mörder« von Fritz Lang und Thea von Harbou aus dem Jahr 1931 ab. Darin gerät die Hetzjagd auf einen Kindermörder, der eine Metropole in Atem hält, außer Kontrolle und ruft neben den Behörden auch diverse andere Kräfte aufs Tapet, die ihre Monopolstellungen bedroht sehen. Eigentlich hätte die Pro-

duktion zur Münchener Biennale im Mai aufgeführt werden sollen, wurde dann durch ein Hörspiel und einen einmaligen Freiluft hybrid aus Film, Konzert und live gestreamter Theaterinszenierung ersetzt.

Der dritte Teil dieses Triptychons nun invertiert die Seiten erneut. Das Publikum sitzt wieder im Theater selbst, blickt scheinbar durch die Wand auf den Marstallplatz, während auf der Bühne, der rückseitigen Empore und in den Katakomben des Theaters die abstrahierten Figuren aus Langs Film spielen und zu Kameruns Soundteppich singen. Ohne Kenntnis des Films wird es vermutlich schwer, sich hier zu orientieren, doch das immersive Setting wirkt auch so. Kamerun nennt das einen »Erlebnisparcours fiktiver Instabilität« und beschwört in säuselndem Sprechsingsang eine Gegenwart, in der Angst als vordeste Triebfeder agiert und das Schlechteste aus den Menschen hervorbringt. »Panikmacher, Denunzianten und Beschuldiger hören nicht auf. Die Heimatminister hören nicht auf. Die Kreuzfahrer, die Inbesitzer, fahren weiter kreuz und quer, gegen Mensch und Meer. Die Rassisten, die Faschisten, die Populisten – die Macker und Kacker, die Chauvinisten auf den Pisten, hören nicht auf.« Ja, Corona wird immer mitgedacht, doch es geht um eine Grundstimmung, die aktuell nur noch verstärkt wird.

Kameruns Welt ist sogar noch angsteinflößender als die in Langs Film, denn es ist eine latente und dennoch diffuse Krise, die hier Verunsicherung stiftet. Ein Ende ist nicht in Sicht, lässt sich nicht wie der Kindermörder eliminieren und somit bannen. Denn Verdrängungsmechanismen und die »Universalvereinfachung«, wie Kamerun sie nennt, sind sehr viel schlechter greifbar und erzeugen eine Stimmung, in der sich eine verunsicherte Gesellschaft dem wohligen Schein einer Geborgenheit durch den Überwachungsapparat hingibt: »Nichts wie ab ins Warme, in die starken Arme.« ||

M (3) – EINE STADT SUCHT EINEN MÖRDER (HÄSSLICHE FURCHT ODER SCHÖNE GEGENWEHR?)

Marstall | 5. Dez. | 20 Uhr | 13. Dez. | 19 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Entsorgt, bezahlt oder weitergeschenkt

Thiemo Strutzenbergers Stück knarzt in den Scharnieren und Regisseur Miloš Lolić spart mit Öl.

SABINE LEUCHT

So gut gefüllt waren die Zuschauerreihen im Marstall lange nicht mehr: Der Eisbär steht auf seinen Hinterbeinen, der Gorilla hat das Maul wie zum Sprechen geöffnet und zwei Tiger äugen müde ins Leere. Und: Nein, da ist kein Zoo zu Gast im Theater, sondern nur eine Ansammlung überlebensgroßer tierischer Pappkameraden in 2-D, die die Kulisse für eine Uraufführung geben. Gespielt wird »Der Preis des Menschen«, ein Stück des Autors und Resi-Ensemblemitglieds Thiemo Strutzenberger. Mit diesem ist Regisseur Miloš Lolić von der Bühne auf die Tribüne umgezogen, wo zwischen dem Großwild nach und nach nicht weniger exotische Menschen auftauchen, die samtene Gehröcke und Dinnerkleider mit Armstulpen tragen. Denn die Handlung spielt in Portugal und Frankreich zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Im Jahr 1807 sucht eine verarmte Herzogin der Albtraum heim, dass nach der Sklavenrevolte auf Haiti keine Schulen gebaut werden, sondern nur die Armut wieder wächst und die neue Freiheit nur weitere, schlimmere Unfreiheiten gebiert. Ein ehemaliger Feuerschlucker, Sklaven-, Großwild- und Frauenjäger lotet nicht nur ihre Käuflichkeit

aus, eine Novizin wird von einem Abt sexuell ausgebeutet und das uneheliche Kind einer Gräfin, das ursprünglich »entsorgt« werden sollte, wurde »immer weitergeschenkt«, bis es sich endlich selbst in Besitz nimmt. Strutzenberger variiert Motive und Figuren aus Camilo Castelo Brancos Roman »Mistérios de Lisboa« in diesem so komprimierten wie diskursiv überfrachteten Stück, das ein postkoloniales, feministisches und klassistisches Problembewusstsein beweist und die Ideale der Aufklärung an der Unfreiheit derer misst, die den Preis dafür zahlen. Seine Sprache schlägt auf der Suche nach politischer Korrektheit und historischer Authentizität manch kapriziöse Volte. So ist etwa die Frau des Grafen aus ihrem Ehegefängnis nicht ausgebrochen oder schlicht fremdgegangen, sondern »fehlgetreten zur Liebe«; es gibt eine Menge Wortspiele rund um die Felder »Verlust«, »Besitz« und »Schuld(en)«, und in gestelzten Dialogen wiederholt der eine wie in einer Therapiesitzung die letzten Worte des oder der anderen. Kurz: Es knirscht in den Scharnieren dieses Stücks wie in den schwer zu durchschauenden Beziehungen zwischen seinen Figuren. Und auch Lolić spart

mit Öl. Die allmählich aus dem Nebel auftauchenden Gestalten bleiben fast so fleischlos-flach wie die viecherneren Aufsteller. Was auch immer Juliane Köhler, Barbara Horvath, Michael Wächter und Co. probieren, ob sie jagdhungrig die Zähne blecken oder gierig aufjuchzen, wenn Geld durch die Luft fliegt: Das Papier schimmert immer durch. Die coronabedingt gleichmäßige Verteilung von Mensch und Tier in den Sitzreihen lässt sie wie die Perlen auf einem Rechenschieber wirken, was Sinn macht in einer Welt, in der alles käuflich ist. Immer wieder kommen Bühnenarbeiter herein und nehmen einzelne Bankteile weg, ohne dass es jemanden interessiert oder man sich erklären könnte, warum. Es ist alles ein bisschen wie im Traum. Und die Augen der Tiere blinken rot. ||

DER PREIS DES MENSCHEN

Marstall | 10., 11., 22. Dez. | 20 Uhr | 25. Dez. | 19 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

es kann sein,
dass man uns
nicht töten wird
und uns erlauben
wird, zu leben

12.11.20
— 14.03.21

HEIMRAD BÄCKER

Di – So
10 – 19 Uhr
Eintritt frei

nsdoku.de

mumok || nsdoku münchen

Mit Betty Boop durch die Räterepublik

Alexander Eisenach inszeniert Oskar Maria Grafts Roman »Einer gegen alle« im Residenztheater.

SOPIA GLASL

Georg »Girgl« Löffler ist ein Getriebener und kommt doch nicht weg vom Fleck. Der Kriegsheimkehrer findet sich nicht mehr zurecht zwischen bayerischer Revolution und Räterepublik. Mit einem völlig frei drehenden moralischen Kompass vagabundiert er durch Deutschland. Erst sollte er im Namen der Regierung töten, plötzlich wieder damit aufhören. Er wird einmal gefragt, ob er Anarchist oder Spießbürger, Vieh oder Nihilist sei und er antwortet: »Ich? Gar nichts! Ich bin nur das, was die Anderen aus mir gemacht haben.« Der Regisseur Alexander Eisenach gibt mit der Bühnenadaptation von Oskar Maria Grafts »Einer gegen alle« seinen Einstand im Residenztheater. Der Roman erschien 1932, nur wenige Monate vor Hitlers Machtergreifung. Der Aufstieg der Nationalsozialisten liegt hier schon in der Luft und steigt auch dem Girgl in die Nase.

Die Inszenierung beginnt wie ein Cartoon: Auf einem durchsichtigen Vorhang sind die Comicfigur Betty Boop und ihr Freund Bimbo überlebensgroß zu sehen, die Gesichter vor Schreck verzerrt. Neben ihnen läuft in der Ästhetik von Höhlenmalereien eine Art Kulturgeschichte des Krieges ab, Heere aller Herrenländer scharmützeln und metzeln um die Wette. Vor den Vorhang treten zwei Akteure im Abendkleid, mit einer Zither bewaffnet singen sie inbrünstig vom Maschinengewehrknatter. Anschließend doziert der Löffler Girgl (Simon Zagermann) mit Tracht und Gamsbart ausgestattet von der Revolution. Regelrecht in Rage redet er sich, der Mund schäumt. Er gestikuliert wild ins Publikum, das Theater wird zum Wirtshaus, das Publikum zum Pöbel und das unguete Gefühl stellt sich ein, dass die Geschichte schon dabei ist, sich zu wiederholen.

Betty Boop und Oskar Maria Graf – der Kontrast ist hart und die Assoziation wirkt weit hergeholt, doch ist sie sehr präzise.

Die Cartoonfigur Betty Boop läuft, ebenso wie der Girgl, 1932 mit ihrem Hund Bimbo von zu Hause weg, trifft in einer Höhle auf allerlei gruselige Gesellen – ein singendes Walross, tanzende Skelette und Geister auf elektrischen Stühlen – und kehrt dann reumütig wieder heim. »Minnie the Moocher« heißt die Episode, Minnie, die Schmarotzerin.

Girgls Deutschlandreise wird auch schnell zur Geisterbahnfahrt, und Bühnenbildner Daniel Wollenzin unterstreicht das mit Skeletten und Karikaturen, die aus Otto Dix' »Kriegskruppel« stammen und hier wie Graffiti an den Hauswänden prangen. Die Livekamera vollzieht Girgls Reisebewegung hinter der Bühne mit. In dunkle Gassen, Zugabteile und Bordelle führt sie ihn, und die Kamera projiziert alles über die Bühne. Seine Kreisbewegung wird dadurch noch deutlicher. Er raubt und mordet sich durch die Nation, zielloos und wütend, ohne sich selbst näherzukommen oder zu wissen, wofür er stehen will. Eisenach hat Grafts Roman in lose aneinandergereihten Szenen adaptiert, sechs Akteure übernehmen jeweils mehrere Rollen. Dadurch greift zwischenzeitlich die Orientierungslosigkeit auch auf die Struktur über. Ein wunderbar makabrer Totentanz mit musizierenden Gespenstern in Bettlakenkostümen fügt dann auch den Geist der Schmarotzerin Minnie und des Vagabunden Girgl zu dem dumpfen Gefühl zusammen, dass es zum Weglaufen schon lange zu spät ist. ||

EINER GEGEN ALLE

Residenztheater | 4., 23., 29. Dez. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de



Der Tod lauert auch nach dem Krieg an jeder Ecke (Lukas Ruppel)
© Birgit Hupfeld

Im Fundus der Träume

»Das Haus verliert nix«, weiß das TamS-Theater. Und erweckt alte Requisiten zu neuem Leben.

GABRIELLA LORENZ

Der titelgebende Spruch ist immer ein Trost, wenn man zu Hause verzweifelt etwas sucht und keine Ahnung hat, wo man es zuletzt hingelegt hat. Man hat Glück, wenn man's nicht aktuell braucht, sondern warten kann, bis es unvermutet auftaucht. Im TamS hat Regisseur Lorenz Seib die Corona-Zeit zu einer Inventur genutzt und aus dem Fundus vielerlei Requisiten aus den vergangenen Jahren zutage gefördert. Das TamS, dieses Schwabinger Kleintheaterwunder, hat Anfang 2020 sein 50-jähriges Bestehen gefeiert – da kommt einiges zusammen.

Eine Auswahl steht jetzt säuberlich geordnet wie im Fundbüro in einem Holzregal, das diagonal den TamS-Raum teilt. Die Zuschauer sitzen beidseitig auf corona-abstandsgerecht locker platzierten Stühlen und staunen. Man kommt mit dem Schauen gar nicht hinterher, so eng ist alles aufgereiht: Ukulelen, Espressomaschinen, Wecker, Winkekatzen und Wackelackel, Ventilatoren, Tierkostüme und und und. Dazwischen auf jeder Seite ein Schrank mit unzähligen Schubladchen für Kleinkram, auf denen man auch Espressotassen abstellen kann. Denn ja, man merkt es erst, wenn sie anfangen zu spre-

chen: Es gibt auch zwei Menschen darin. An den beiden Enden des Regals sitzen Helmut Dauner und Sophie Wendt und telefonieren mit Apparaten, die noch Wählscheiben haben. Sie reden miteinander, aber konsequent aneinander vorbei, bis sie einvernehmlich aufliegen.

Dann turnen Wendt und Dauner – elegant aneinander vorbei – durch das Regal, setzen sich mal in zwei Kinossessel, betrachten Gegenstände und spielen mit ihnen. Espresso brodeln, ein Sonnenschirm findet großzügig Asyl in einem Korb voller Regenschirme, der Lampenschirm drüber fährt selbstständig rauf und runter und leuchtet, wenn Dauner ihn beschwört: »Funzel, Funzel, lass Dein Haar herunter.« Die lose eingestreuten Textzitate stammen nicht aus früheren Stücken, sondern von George Tabori, Fritz Kreisler, Herta Müller, Peter Handke bis Ernst Jandl. Alle Mitarbeiter haben sie zusammengetragen oder auch improvisiert. Die Texte gaben den Ausschlag, welche Objekte dazu ins Spiel kamen. Vieles wird zum Leben erweckt – Dauner macht einen Gipsmops zum Ansprechpartner oder himmelt einen bunten

Schuh an. Sophie Wendt taucht auch mal ganz in der Kostümkiste unter und kommt mit neuen Entdeckungen wieder heraus. Manches entwickelt ein skurriles Eigenleben: Ein Tierschwanz wedelt ab und zu, ein Zeppelin fliegt durchs Regal. Flashback: Der schwebte einst in einer wundersamen Valentin-Aufführung über eine Sandwüste, in der Gerd Lohmeyer die Verzweigung des Buchbinders Wanninger auf Arabisch ins Telefon schrie. »Der eigentliche Schauplatz ist die Erinnerung und daher unreal«, heißt es einmal, aber der Schauplatz ist für den Zuschauer genauso ein Assoziations- und Traumraum, in dem die Logik außer Kraft ist und der Zauber des Absurden wirkt. Das TamS hat aus seinen Fund(us)-Stücken eine ganz TamS-typische kleine, kostbare Trouvaille gemacht. ||

DAS HAUS VERLIERT NIX

TamS | Haimhauserstr. 13a | wieder ab Dezember | Mi bis Fr
20.30 Uhr | Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Anzeige

Theater

10. November 20 Uhr
Das Licht (Torgny Lindgren)
Württembergische Landesbühne Esslingen

Klassik

26. November 20 Uhr
Penderecki Piano Trio

Jazz

23. November 20 Uhr
Pablo Held Trio feat. Nelson Veras

© Nikolaj Lund

BÜRGERHAUS
www.buergerhaus-pullach.de PULLACH

Das Kulturhaus
am Isarhochufer

Heilmannstraße 2 82049 Pullach i. Isartal
buergerhaus@pullach.de Tel. (089) 744 752-0

Deutscher Schmetterling

Felix Hafner gelingt am Münchner Volkstheater die Bühnenadaption des Romans »Herkunft« von Saša Stanišić.



»Herkunft« erzählt von einer Jugend in Deutschland (Ensemble) | © Gabriela Neeb

SILVIA STAMMEN

Zum Schluss wird gewürfelt: eine Sechs! Gezeigt wird die Szene mit der Polizeikontrolle, die gut ausgeht, weil der serbische Polizist, der den Wagen mit kroatischem Kennzeichen angehalten hat, auch aus Višegrad ist, dem Geburtsort des Autors, der gerade mit seiner Familie aus Deutschland kommt, um die demenzkranke Großmutter zu besuchen. Fünf andere geprobte Szenen bekommen wir heute nicht zu sehen. Der Zufall ist nicht alles im Leben, aber ein ständiger Begleiter, mit dem man besser spielt als hadert. Wie das geht, zeigt Saša Stanišić in seinem überbordenden, 2019 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichneten Erinnerungsbuch »Herkunft«, und Regisseur Felix Hafner hat daraus für das Münchner Volkstheater eine klug kombinierte Szenenfolge herausgepfückt, die ohne Akririe den Geist des Buches einfängt und die Bühne als Möglichkeitsraum nutzt.

»Woher kommst Du?« – die scheinbar simple Frage, die man in letzter Zeit tunlichst vermeidet, weil sich darin womöglich ungewollt etwas Ausgrenzendes festmachen lässt, funktioniert hier als Trigger für ein Suchspiel nach Mosaikstückchen der eigenen Identität. Geboren wurde Stanišić 1978 in einem Land, das es so nicht mehr gibt. Die Kleinstadt Višegrad, damals Jugoslawien, liegt heute in Bosnien-Herzegowina nah an der Grenze zu Serbien. Nach Ausbruch des Krieges 1992 flieht der 14-Jährige mit seinen Eltern nach Deutschland,

wächst in Heidelberg auf, fühlt sich schon bald wohl in der Sprache Joseph von Eichendorffs und erschrocken angesichts der rassistischen Angriffe auf das Flüchtlingsheim in Rostock-Lichtenhagen. Erinnern ist für ihn kein tiefschürfendes Graben in verschütteten Bewusstseinsschichten, sondern vielmehr schnelles Kombinationsspiel immer wieder neu eingefädelter Geschichten vom winzigen Dorf Oskoruša mit seinen sagenhaften Drachen, in dem sich Großvater und Großmutter begegnen oder von der Aral-Tankstelle im Heidelberger Randbezirk Emmertsgrund, wo sich unter den Jugendlichen verschiedener Nationalitäten ohne Zwang schnell ein Heimatgefühl einstellt.

Hafner und seine jungen Spieler*innen – Jakob Immervoll, Jan Meeno Jürgens, Jonathan Müller, Pola Jane O'Mara, Nina Steils und Anne Stein – schmeißen sich mit Verve in die Bresche, passen sich die Bälle zu wie im legendären Halbfinale des Europapokals der Landesmeister 1991, als Roter Stern Belgrad die Bayern besiegte und später das Turnier gewann. Camilla Hägenbarth hat für die sechs graue Trainingsklamotten entworfen und auf der Bühne mit ein paar provisorischen Raumteilern viel Platz offen gelassen. Overheadprojektoren werfen Schlaglichter und verschwommene Schwarz-Weiß-Bilder auf transparente Vorhänge. Zwischendurch wird getanzt, mal in etwas ungenk-synchronen Gruppenchoreografien und auch mal jeder für sich ganz gelöst zu Elektrobeats. Dann scheint in dem Geflecht der Erzählungen von Woher und Wohin ein Moment der Leichtigkeit erreicht, in dem sich ein deutscher Schmetterling mit jugoslawischen Wurzeln heimisch fühlen kann. ||

HERKUNFT

Volkstheater | Brienner Str. 50 | 2. Dez. | 20 Uhr

Tickets: 089 523 46 55 | www.muenchner-volkstheater.de

Der Traum ist aus

Heiko Dietz schrieb mit »Gretes Traum« ein Stück über den Glauben an gescheiterte Ideale.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Heiko Dietz, Schauspieler, Regisseur und Leiter des theater ... und so fort ist auch als Autor aktiv und hat seiner Bühne damit bereits einige Erfolge beschert. Durch etliche Krisen hat er sie auch schon beherzt geführt und tut in der derzeitigen Pandemie, die durch Verbahrheiten der bayerischen Staatsregierung auch und besonders eine Krise der Kultur ist, alles, um das Theater in Sendling am Laufen zu halten. Bessere Hygienekonzepte und strengere Regeln als im Theater gibt es nirgends. Hier ballt man sich nicht wie im Supermarkt zusammen, sondern sitzt mit großem Abstand in bequemen roten Sesseln und vergisst für eine Weile mal das leidige C-Thema.

Verbahrheiten gibt es auch in Dietz' jüngstem Text »Gretes Traum« zuhauf. Bei Grete (Ute Pauer) handelt es sich offensichtlich um eine Gefängnisinsassin, die seit 37 Jahren darauf wartet, draußen die Revolution fortführen zu können. Wegen

der Gewalt, mit der sie und ihre Weggefährten den Umsturz erzwingen wollten, landete sie in Isolationshaft. Und sieht anscheinend Gespenster. Denn so offensichtlich, wie es scheint, ist hier nichts. Wer ist die Frau, die plötzlich auftaucht und ebenso abrupt wieder verschwindet? Will diese Anna Grete aushorchen? Ist sie eine ehemalige Weggefährtin? Jedenfalls bringt sie Informationen mit, die Grete ungläubig zurücklassen.

Ute Pauer streift an unsichtbaren Mauern entlang wie ein Panter im Käfig. Auf der niedrigen Bühne mit den grauen Stellwänden von Heinz Konrad, die ein wenig wie Sichtbeton aussehen, zirkelt sie rechtwinklige Räume ab. Und so fadenscheinig, wie ihre dicken Socken sind, scheint sie diese Gänge schon eine Ewigkeit abzulaufen. Auf Anna (Petra Wintersteller) reagiert sie ungläubig und dann feindselig. Sie sei doch vor 37 Jahren in einer Kiste rausgetragen worden, habe sich in der

Zelle erhängt, oder etwa doch die Kronzeugenregelung? »Du warst doch schon immer das Messer im Rücken unseres Kampfes«, wirft sie ihr pathetisch vor und drischt auch sonst revolutionäre Phrasen, die an die RAF denken lassen. Da sind Assoziationen an Stuttgart-Stammheim und die damit verbundenen Verschwörungstheorien nicht weit.

Petra Winterstellers Spiel lässt noch eine andere Erklärung möglich erscheinen. Ihre Anna wirkt unnatürlich ruhig, immer ein wenig wie eine KI, die im Gespräch dazulernen muss. Zuerst startt sie wie paralysiert, spricht stockend, als ob sie es verlernt hätte, auch davon, dass sie subjektiv sei. Oder doch ein Geist? »Ich denke dich, also sei da, was auch immer du bist«, beschließt Grete, ermüdet von der Isolation. Natürlich hat auch Sartre Pate gestanden, aber die Hölle sind hier vor allem die eigenen Sturheiten. Und so mäandert »Gretes Traum« zwischen Gefängnisdrama, Science Fiction und existentialistischem Vexierbild, nicht ohne Seitenhiebe auf die Zumutungen der Gegenwart, und gleitet gelegentlich ins Thesenpapierhafte. Aber das haben politische Theorien wohl so an sich. ||

GRETES TRAUM

theater ... und so fort | Hinterbärenbadstr. 2

Wiederaufnahme 2021 | www.undsofort.de

Anzeigen

ART
NEVER
SHUTS
DOWN
PATHOS MÜNCHEN

GRENZEN
6. Internationales
Choreografenatelier 2020/21
GRENZBEREICHE – EIN THEMENRAUM
Filme & Vorträge
Do 26. – Sa 28.11.2020 | 17:00 – 22:00
Der Eintritt ist frei.
www.schwerereiter.de
schwere reiter
tanz | theater | musik

FILMSCHOOLFEST
MUNICH
40. 39 1/2.
WWW.FILMSCHOOLFEST-MUNICH.DE
12. – 22. NOV
ONLINE ONLY
#FSFMUC
20
+ 20
= 40
39 1/2.
MUNICH

II VORMERKEN! |||||

1. Dezember bis 10. Januar

VIER STERN STUNDEN

Komödie im Bayerischen Hof | Promenadeplatz 6
Mo bis Fr 19.30 Uhr, Sa und So 15 und 19.30 Uhr
Tickets: Tel. 089 292810, www.komoedie-muenchen.de

Die Romane des österreichischen Schriftstellers Daniel Glattauer gehen wie geschmiert, also fehlen auch Verfilmungen und Adaptionen für die Bühne nicht. In der 2018 erschienenen Original-Theaterkomödie »Vier Stern Stunden« stößt der abgehalfterte Autor Frederic Trömerbusch im ebenso abgeranzten Hotel Reichenshoffer auf die ehrgeizige Kulturjournalistin und ausgewiesene Trömerbusch-Kennerin Mariella Brem. Trömerbusch, seinerseits ein ausgewiesenes Ekelpaket, lässt die Journalistin sauber auflaufen und der Abend der Veranstaltungsreihe »Sternstunden«, der Glanz ins Hotel bringen sollte, läuft völlig aus dem Ruder. Günther Maria Halmer, einst der Tschalie an der Seite von Therese Giehse in den »Münchner Geschichten« von Helmut Dietl, spielt diesen Trömerbusch in Glattauers den Literaturbetrieb karikierendem Stück. Allein das ist vielleicht schon ein Grund hinzugehen.

3., 12. Dezember

EIN WENIG FARBE

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 20 Uhr (Sonntag 18 Uhr)
Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

Der Belgier Rory Six ist nicht nur Sänger und Tänzer, sondern auch Komponist, Autor und Regisseur. Mit »Ein wenig Farbe« komponierte er ein Musical über Geschlechteridentitäten. Klaus fühlt sich als Frau und möchte als Helena leben. Am Tag vor der letzten, für die Geschlechtsangleichung notwendigen Operation denkt Helena noch einmal daran, wie es dazu kam. Schon als kleiner Junge hatte sie Lust, die Kleider ihrer Mutter anzuziehen und sich zu schminken. Doch dabei ging es nie um Fasching und Verkleiden, sondern darum, sich nicht nur als Frau zu fühlen, sondern auch wie eine auszu-sehen. Doch als Transgenderperson trifft Helena auf schwer zu überwindende gesellschaftliche Vorurteile. Die Ehefrau distanziert sich, die Kinder sind verstört, der Freundeskreis verunsichert.

5. Dezember bis 9. Januar

SPERRMÜLL

theater ... und so fort | Hinterbärenbadstr. 2
Mi bis Sa 20 Uhr (nicht 24., 25.12., 30.12.-1.1., auch 27.12.)
Tickets: 089 23219877 | www.undsofort.de

Ausmisten, umbauen, renovieren und ab zum Wertstoffhof, das haben in diesem Jahr anscheinend viele Menschen gemacht und bekommen jetzt schon wieder die Möglichkeit, ihr Heim neu zu gestalten. In den Baumarkt darf man ja, ins Theater nicht. Möglicherweise hat das Corona-Szenario Petra Wintersteller zum Schauplatz ihres neuen Stücks inspiriert: Es spielt auf einem Wertstoffhof. »Sperrmüll«, das sind dann wohl die Frau und der Mann, die sich dort begegnen. Das Leben hat ihnen schon einige Geschichten aufgeladen, was anfänglich zu einiger Komik führt. Aber das Leben ist einfach zu ernst, es erschöpft einen und verlangt trotzdem, dass man immer weitermacht. Frei nach Françoise Sagan »Man weiß selten, was Glück ist, aber man weiß meistens, was Glück war«, spielen Petra Wintersteller und ihr Mann Heiko Dietz in der Regie von Winfried Frey die Geschichte eines vielleicht möglichen Paares.

10.–12., 17.–19. Dezember

SCENEN EINER EHE

Teamtheater | Am Einlaß 2a | 20 Uhr (Sa 17.30 und 20.30 Uhr)
Tickets: 089 2604333 | www.teamtheater.de

Mit Ingmar Bergmans Drama vom Scheitern einer Ehe beendet das Teamtheater seine Reihe von Paar-Stücken. Eigentlich als Sechsteiler fürs Fernsehen gedreht, brachte Bergman die »Szenen einer Ehe« von Marianne und Johan während seiner Zeit als Regisseur am Münchner Residenztheater 1981 dort auch als Theaterstück auf die Bühne. Andreas Wiedermann inszeniert nun die Geschichte von Fehlritten, Verletzungen, Anfeindungen, Schuldzuweisungen und Versöhnungen mit Sophie Meinecke und Martin Schülke. Die glatte Fassade von Marianne und Johans bürgerlicher Ehe bekommt erste Risse, als Marianne ungewollt schwanger wird und Johan sich damit nicht auseinandersetzen will. Eine Geliebte, eine Scheidung und zwei neue Ehepartner lang dauert es, bis das ehemalige Paar auf eine eher unkonventionelle Art zusammenfindet. Am 3. und 5. Dezember auch im Theater Viel Lärm um nichts in der Pasinger Fabrik.

Nach dem Knall

Christine Umpfenbach nähert sich in »9/26 – das Oktoberfestattentat« den Verwundungen der Überlebenden.



Überlebende vor Wiesnprospekt (Ensemble) | © Julian Baumann

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Ganz schön launig – mit einem ausgelassenen Tanz von Brigitte Hossmann (Marie Dziomber) zu »Daddy Cool« von Boney M. – beginnt diese Annäherung an den schlimmsten rechtsradikalen Terroranschlag in Deutschland. Er ist auch der wichtigste, wenn man bedenkt, welche Strukturen eine engagierte Politik hätte verhindern können, hätte der Staat Gundolf Köhler damals nicht stur als verwirrten Einzeltäter dargestellt. Der Anschlag sollte das Land destabilisieren und einen »starken« Mann an die Spitze setzen, z. B. Franz Josef Strauß, dessen zweifelhaftes Demokratieverständnis keine Parteien links von der CSU zulassen wollte, wie Christine Umpfenbachs Dokudrama »9/26 – das Oktoberfestattentat mit einem Originalzitat eindrucklich zeigt.

Hätte, wäre, könnte, sind aber auch die Worte, die den Überlebenden des Anschlags in immerwährenden Schleifen durch den Kopf gehen. Wäre ich doch länger geblieben. Hätte ich den anderen Ausgang genommen. Wären wir doch noch ein Fahrgeschäft gefahren. Dann wären die erste Liebe oder die Geschwister vielleicht noch am Leben. Die Besetzung aus Ensemblemitgliedern und Falekenbergschülern (Marie Dziomber, Rasmus Friedrich, Stefan Merki, Edith Saldanha und Lilly-Marie Vogler) vertritt engagiert die Überlebenden des Attentats, das 13 Tote und mehr als 200 Verletzte forderte. »Ich bin heute Abend« führen sie ihre Figur ein, stellen sie und sich selber vor, tanzen zu »Upside Down« eine altmodische Choreografie in silbernen Jacken, wie sie die Familie aus dem Hasenberg trug, die sich einen schönen Abend machen wollte. Doch dann ist die Zeitreise ins Jahr 1980 mit Vokuhila, Fransenjacke, Aerobic, Karottenhose (Kostüme: Pascale Martin), der Ermordung John Lennons und der Gründung der Grünen vorbei, die bunten Luftballons, von denen zarte Stoffbahnen mit Wiesnfotos (Bühne: Evi Bauer) hängen, werden durch schwarz-weiße Pendants ersetzt.

Die Diskowelt der Siebziger taugt nicht für das Elend nach dem Anschlag. Einen Jungen ekelt es vor der Mund-zu-Mund-Beatmung. Ein anderer will auf kaputten Füßen die Angehörigen suchen. Wegen geplatzter Trommelfelle klingt alles gedämpft. Der Notarzt wird nie von der Polizei vernommen. Den Verletzten werden Informationen vorenthalten, sie sehen ihre Angehörigen ewig nicht. Stattdessen schlappet die Strauß-Familie über den Ort der Explosion, als ob er eine Touristenattraktion wäre. Dann wird ganz schnell drübergeteert werden und alle Spuren verwischt. Im zweiten Teil gesellen sich Projektionen (Sound/Video: Anton Kaun) zu den Schauspielern.

Und das Verwischen geht weiter. Ansprüche auf Opferrenten oder Schwerbehindertenstatus werden abgewiegelt, die Überlebenden wie Simulanten behandelt, psychologische Hilfe verweigert, weil man da zu tief einsteigen müsste. Einige werden erst 35 Jahre später befragt, als der Fall 2015 wiederaufgenommen wird, nachdem alle Asservate längst vernichtet sind. Die Suche nach der Wahrheit ist für die Überlebenden, die keine Opfer sein wollen, eine späte Befriedigung – dass niemand aus Köhlers rechtsradikalem Netzwerk bestraft wurde, eine bittere Pille. Christine Umpfenbach klärt in ihrem Dokustück auch über die Hintergründe auf, aber vor allem nähert sie sich den Menschen, deren Leben der Anschlag prägte. ||

9/26 – DAS OKTOBERFESTATTENTAT

Werkraum | wieder nach dem Lockdown, Infos unter:
089 23396600, www.kammerspiele.de

Keinen Tanz auslassen

Anette E. Weber kreist im Giesinger Bahnhof revuehaft das Thema Einsamkeit ein.



Die »3 Damen« geben ihren Senf dazu | © Thomas Bruner

Die Folgen von Isolation und Einsamkeit sind seuchenbedingt gerade in aller Munde. Wer einsam ist, wird eher krank, heißt es, und das nicht nur psychisch. Das Team der Theaterproduktion »So lonely« hat sich lange vor Corona genau dieses Thema als Rechercheprojekt vorgenommen und ein Ministerium der Einsamkeit gegründet. An »Infoständen« kamen sie mit Leuten übers Allein- und Einsamsein ins Gespräch.

Die Erkenntnisse dieser Recherche hat Anette E. Weber in einen Text gegossen und als chorisches Theaterstück mit viel Außenbezug im Giesinger Bahnhof inszeniert. Dreh- und Angelpunkt ist ein Setting auf dem Friedhof, bei dem eine Frau und ein Mann (Sabine Hollweck und Ulrich Zentner spielen alle Szenen dieser Stückcollage) an den Gräbern ihrer verstorbenen Ehegatten aufeinandertreffen. Im Lauf der Zeit wird aus diesen wiederkehrenden Begegnungen eine Art Anti-Einsamkeits-Therapie für den Mann, dem das Leben ohne seine Frau sinnlos erscheint. Was er nicht alles machen würde, wenn sie wieder da wäre, sogar die Handtücher richtig falten und keinen Tanz auslassen. Darum herum gruppieren sich thematisch abgeschlossene Szenen und chorische Einschübe der Laienchöre »3 Damen« und »Die Leut«.

Thomas Bruner hat im Giesinger Bahnhof parallel zu den Außentüren einen Spielflur eingerichtet, sodass die Darsteller auch durch die Fenster von außen hereinschauen und eintreten können. Die Frischluftzufuhr ist auf jeden Fall gesichert (es gibt Decken). In zackig aufeinander folgenden Szenen mit viel Türen- und Fensterklappen geht es um eine Frau, die in Depressionen versinkt und dabei selbstironisch feststellt, dass eine Frau ohne Mann und Job und Katze eben nichts ist. Die handgestrickten drei Hippiedamen kommentieren mit Plattitüden aus der Kiste wohlmeinender Ratsschläge die Depressionen. Als Auswege sollen Lachyoga, Nachbarschaftstreffs oder Reisen prima funktionieren. Allerdings gerät schon die Buchung einer Busreise zum Wörthersee zu einem ordentlichen Fiasko, das selbst die engagierte Reiseverkehrskauffrau zermürbt. Schmerzhaft wie aus dem richtigen Leben spielen Hollweck und Zentner das zufällige Zusammentreffen zweier Schulfreunde, die sich ein grausam komisches Schmierentheater der Überbeschäftigung und Erfüllung vorgaukeln. Und jeder weiß, der andere lügt. Das Smartphone als Allheilmittel gegen Einsamkeit erfüllt seine Funktion genauso wenig wie sämtliche Möglichkeiten von Social Media, die der Chor aufzählt. Einsamkeit ist halt doch die Belästigung durch sich selbst, da hilft auch ein Schokoladenabbeißduell nicht.

Statistik und Zahlen zum Thema Einsamkeit kommen in dieser revuehaft gestalteten Collage auch vor und natürlich der neue Einsamkeitsbeschleuniger Corona. Anette E. Weber ist es gelungen, ein eigentlich deprimierendes Thema stellenweise überraschend fröhlich auf die Bühne zu bringen. Und der Mann vom Friedhof ist zum Schluss nicht mehr einsam, er hat jemanden kennengelernt. Nur blöd, dass er jetzt das Gefühl hat, seine tote Frau zu betrügen. || cw

SO LONELY

Giesinger Bahnhof | 9., 10. Dez. | 20 Uhr | nur Doppeltickets über muenchenticket.de | www.kairosis.de

Lächle, es könnte schlimmer kommen

Die neue Kammerspiele-Intendantin Barbara Mundel hat trotz extrem verschärfter Startbedingungen tapfer gelächelt – und Corona kam schlimmer. Ein Fazit der ersten Premieren.

GABRIELLA LORENZ

»Die Wirklichkeit nicht in Ruhe lassen« will die neue Kammerspiele-Intendantin Barbara Mundel. Gerade schlägt die Wirklichkeit böse zurück: Im Moment, in dem ich dies schreibe, höre ich die Nachricht, dass die Corona-Infektionsrate die rote Linie überschritten hat und ab sofort bei Veranstaltungen nur noch 50 Besucher zugelassen sind. Bisher waren's in den Kammerspielen 200. Steiniger kann ein Neubeginn kaum sein. Schon die erste öffentliche Aktion »What is the city but the people?« auf dem Odeonsplatz schrumpfte auf ein kleines Happening mit Musik und Postkarten. Immerhin konnte die erste Premierenstaffel

über die Bühne gehen: ein breit aufgefächertes Spektrum dessen, wie sich Mundel und ihr Team aufstellen wollen.

Der neue Hausregisseur Falk Richter eröffnete mit einem eigenen Stück: »Touch« kreist um Social Distancing, den Mangel an Berührung und Gemeinschaft. Und die Frage, ob die Pandemie der Katalysator für einen gesellschaftlichen Umbruch sein könne. Vor einer Leinwand (Videos: Chris Kondek) turmen einige der 13 schrillbunt gekleideten Darsteller auf Styroporbrocken, die an Eisschollen auf meergrünem Boden gemahnen (Bühne: Katrin Hoffmann). Und plappern



Walter Hess' Toller begegnet sich selbst als jungem Mann | © Francesco Giordano

monologisch drauflos. Alles wird abgehandelt, was uns derzeit bewegt, echte Probleme wie unechte Neurosen, Klimawandel, Rassismus, Sterbezahlen, Billigflieger, Tierschutz (mit Nutztieren in Museumsvitrinen). Die Revue mit grellen, oft grotesken Ganzkörperkostümen (Andy Besuch) ist lustig anzusehen, aber nach Kurzem ist alles gesagt, was man eins zu eins aus dem Alltag kennt. Eine wirkliche Spielszene gibt's nur zwischen zwei Pärchen, und gegen Ende darf Anne Müller auf der Schaukel schön überdreht die Meinung von Marie Antoinette ausbreiten. Wieweit die Bewegungschoreografie von Anouk van Dijk mit Tanz zu tun hat, erklärt unser Kommentar (Seite 9). Berührend ist, wie sorgsam und zart der schwerbehinderte Erwin Aljukic von seinen Mittänzern hin- und hergereicht wird – ein behutsames Miteinander. Doch außer schönen Bildern bleibt inhaltlich wenig hängen.

In Doris Uhlichs Choreografie »Habitat« nehmen sich ganz selbstverständlich nackte Laien ihren Raum. Uhlich hat die sogenannte Fetttanztechnik entwickelt, die ohne Schönheitskriterien nackte Körper schamfrei (aber nie schamlos) in Bewegung versetzt. Zu Techno-Beat fangen sie an zu zucken, klatschen sich auf den Boden, bewegen sich rhythmisch ohne tänzerischen Anspruch. Und dürfen sogar in transparentem Ganzkörperplastik Berührung wagen. Neben Tanztheater sollen künftig auch behinderte Darsteller integriert werden. Julia Häusermann vom Züricher Theater Hora hat Trisomie 21, sie gehört seit 2012 zum Hora-Ensemble und wurde bereits mit Preisen ausgezeichnet. In ihrem Solo »Ich bin's Frank« schlüpft die 28-Jährige in die Welt der Figur Frank Levinsky aus der TV-Serie »Verbotene Liebe«. Ob man Frank kennt, ist egal. Präsent und selbstbewusst tritt Häusermann vor Schweizer Bergkulisse auf, lässt sich Kornblumen überreichen, erzählt assoziativ irgendwas, singt ihre Lieblingsschlager und tanzt dazu, animiert das Publikum zum Mitsingen. Die schmale Performance (Regie: Nele Jahnke) dient einzig als Forum für Häusermann.

Nach derlei Geplänkel endlich ein Schwergewicht. Hausregisseur Jan-Christoph Gockel adaptierte sehr frei den autobiografischen Roman »Eine Jugend in Deutschland« von Ernst Toller, gliedert in sechs Folgen. Der Dichter und Dramatiker kam aus dem Ersten Weltkrieg als überzeugter Pazifist zurück, wurde einer der Anführer der Novemberrevolution 1918, saß danach fünf Jahre in Festungshaft und nahm sich 1939 mit 46 Jahren in New York das Leben. Gockel erlaubt ihm das Altern: Der 81-jährige Walter Hess wird konfrontiert mit seinem jungen Toller-Ich als Marionette. Die Puppen von Michael Pietsch (der auch die Toller-Puppe führt) bestimmen den ersten Teil des über dreistündigen Abends: als Schulkinder, als Soldaten, als Gegenspieler oder Tröster der Darsteller. Das graue Halbrund auf der Drehbühne von Julia Kurzweg ist auch Projektionsfläche für Landschaftsbilder, historische Aufnahmen, wilde Action wie den doppelten Flugzeugabsturz

Tollers oder stummfilmhafte Slapstick-Klamotte (u. a. mit Gro Swantje Kohlhof). Im zweiten Teil wechselt der Stil Richtung Vaudeville, Politiker tragen pinkfarbene Gewänder mit Tier- und Perchtenmasken. Gockel packt ungeheuer viel in seine Inszenierung, Szenen aus Tollers Dramen »Hinkemann«, »Masse Mensch« und »Hoppla, wir leben!«, eine Hommage an die Münchner Revolutionärin Sonja Lerch, Zitate von Büchner und Goethe. Und mittendrin Toller, zerrissen zwischen Utopie und Realität. Eine stilistisch disparate, vielschichtige, manchmal rätselhafte, aber aufregende Inszenierung.

Wenig aufregend dagegen das Solo »Liebe/ Eine argumentative Übung« von Sivan Ben Yishai. Erst eine Stunde stummes Körperspiel der splitterackten Johanna Eiworth im Vorgarten eines rosa Reihenhäuschens, unter dessen Dach ein Lauftext die Beziehung des Comic-Helden Popeye zu seiner Freundin Olivia erzählt. Er ist der ideale Partner, und doch vermisst sie eines: die orale Befriedigung. Selber schuld, sie hat seinen Versuch aus falscher Körperscham verhindert. Und schreit dann eine Stunde lang ihren Anspruch auf Cunnilingus heraus, voller Selbsthass, wütend und obsessiv. Das ist trotz der phänomenalen Präsenz der Schauspielerin (jetzt von Regisseurin Heike Goetze barbiemäßig in Pink gewandelt) einfach nur ungeheuer nervtötend. Als ob der Feminismus keine anderen Sorgen hätte.

Wie man klug ein Problem aufbereitet, ohne es lösen zu wollen, zeigt »The Assembly«, entwickelt von Brett Watson für das kanadische Theaterkollektiv Porte Parole. Das Konzept: Vier Normalbürger treffen sich mit zwei Theaterleuten zum Gespräch über aktuelle Themen. Die aufgezeichnete und auf Theaterformat gekürzte Diskussion wird auf der Bühne von Profis nachgespielt, die beteiligten Theaterleute – in München Wiebke Puls und Annette Paulmann – moderieren. Es geht weniger um Konsens als um Debattenkultur. Dass in München Edmund Telgenkämper eine Bamf-Beamtin und Nancy Mensa-Offei einen Unternehmer spielen, irritiert nicht lange (Regie: Chris Abraham). Zeynep Bozbay verkörpert eine linksradikale 17-Jährige, Jelena Kuljic eine Qualitätsmanagerin für Altenheime. Es ist spannend, wie sich die unterschiedlichen Meinungen reiben. Und wenn es dann doch um Minimalkonsens geht – einen gemeinsamen Brief an einen AfD-Wähler –, ist der Weg dahin sehr schwierig. Am Ende dieses intelligenten, komplexen Experiments darf auch das Publikum am Konferenztisch diskutieren.

Selbst wenn beileibe nicht alles überzeugt, so ist die Bandbreite des Kammerspiele-Angebots beachtlich und vielversprechend. Wie und ob es weitergeht, bleibt offen, solange in Bayern für Theater strengere Regeln gelten als für Flieger und Bahn. ||

MÜNCHNER KAMMERSPIELE
Spielplan www.kammerspiele.de
Tickets: 089 23396600
theaterkasse@kammerspiele.de

Anzeige

Wer hätte das für
möglich gehalten?
Wir sind im 10. Jahr
angekommen.
Gehen Sie mit uns
durch diese Zeit.

Zum Abo:
www.muenchner-feuilleton.de

MF München Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

Mit und ohne Effekthascherei

Gedanken zu Inklusion und Tanz an den neuen Münchner Kammerspielen – und zum Neu-Ensemblemitglied Erwin Aljukić.

SABINE LEUCHT

Drei Wochen ist die Spielzeit alt, die Wegmarken sind gesetzt und es ist klar geworden: An den neuen Münchner Kammerspielen werden Diversität, Inklusion und Tanz großgeschrieben. Dass Barbara Mundel darin weiter zu gehen gewillt ist als ihr Vorgänger Matthias Lilienthal, demonstriert bereits die Eröffnung mit Falk Richters und Anouk van Dijks »Touch«, wobei ich mit Bedacht »demonstriert« schreibe, denn zumindest der Tanz ist in der thematisch überfrachteten Uraufführung wenig mehr als dekoratives Beiwerk: Ein Hingucker, der den Abend rhythmisiert, ihm Dampf unterm Hintern macht und die behaupteten Gefühle der Performer ins Sichtbare verlängert; ein Einsamkeits- und Sehnsuchts-Bebildungsmittel, das gegen Ende, wo Richters Text nichts, aber auch gar nichts mehr verschweigt, immer unwichtiger wird. Für eine mehr als zwanzigjährige Zusammenarbeit zwischen Autor/Regisseur und Choreografin ist das eher wenig.

Drei Gruppen von Tänzern lassen sich in »Touch« unterscheiden: 1. der internationale Profi-Cast, 2. die mittanzenden Schauspieler, unter denen der Toshiki Okada- und Trajal Harrell-geschulte Thomas Hauser der aktivste ist – und 3. Erwin Aljukić: Wie das Neu-Ensemblemitglied seinen Rollstuhl an die Rampe manövriert, fast herausfordernd die Blicke der Zuschauer konfrontiert und ruckartig sein Shirt lüpfte, um Bauch und Hüfte zu entblößen, sieht man ihm gleich das hungrige Bühnentier an, das der Ex-»Marienhof«-Darsteller während der letzten zwei Spielzeiten am Staatstheater Darmstadt in den Extremgangarten geschult hat. In »Touch« schwebt der mit der Glasknochenkrankheit geborene Schauspieler und Tänzer nur in Unterhose zwischen zwei Hünen in durchsichtigen Raumanzügen in der Luft, wo sein Körper gedehnt und später von ihnen getragen wird. Ein schönes Bild, in dem es nicht um Behinderung geht, aber im Kontrast schon die Zartheit dieses Körpers betont wird. Und wie Aljukić selbst im »Capriccio«-TV-Beitrag zum Mundel-Einstand gesagt hat: »Es ist ein ganz schmaler Grat zwischen Etwas-sichtbar-Machen und Effekthascherei.« Wie »Touch« auf diesem Grat balanciert, verrät viel über Falk Richter. Mehr über Erwin Aljukić verrät sein Auftritt in Doris Uhlchs »Habitat/München«, der lokalen »pandemic version« einer seit 2017

variieren Performance über die Behausung des Menschen, die vergangenen Herbst 120 Nackte im Wiener Museumsquartier mobilisierte. In der Therese-Giehse-Halle (ehedem Kammer 2) sind nur etwa ein Dutzend von ihnen verteilt. Und um auf einem Haufen lie-



sen eignet – und sich dabei zu spüren. Uhlchs Anti-Body-Shaming-Kampagne, die sie seit Jahren in ihren Performances und »Fettanz«-Workshops vorantreibt, erreicht in Massenveranstaltungen wie in Wien eine Nivellierung der Unterschiede, die in intimeren Konstella-

»Ravemachine« und »Every Body Electric« auch schon Mittänzer mit Krücken und Prothesen dabei hatte, geht jeder von ihnen nur dahin, wo für ihn die Grenze ist. Und wie Erwin Aljukić seine definiert, ist atemberaubend. Wie er sich immer wieder von seinem



(oben links) Joseph Gebrael und Erwin Aljukić in »Touch« von Falk Richter & Anouk van Dijk (oben rechts und unten) »Habitat / München (pandemic version)« von Doris Uhlch || © Sigrid Reinichs (3)

gen zu können, ziehen sie sich später transparente Körpertanks über, in denen sie aussehen wie eingeschweißte Putenschmitzel.

Das ist auch ziemlich nah dran an der einen Hälfte von dem, worum es Uhlch geht: um das Fleisch, das wabert und wogt. Aber auch um die Lust daran, etwas an sich zu finden, das sich zum Wogen- und Wabbeln-Las-

tionen gerade ins Auge fallen. Die Auswahl der Münchner Körper wirkt in dieser Hinsicht fast etwas beflissen. Hellere, dunklere, strafere und laffere, dicke, dünne und in diverser Weise aus der Norm fallende Körper bewegen sich zunehmend eruptiver, hibbeln und flatschen sich auf den Boden oder gegen Wände und Türstöcke. Bei Uhlch, die in

Rolli schmeißt, über den Boden robbt und seinen nicht nur zerbrechlich wirkenden Körper auf ihn drischt, zucken und vibrieren lässt, tut beim Zuschauen weh und konfrontiert uns mit unserer limitierten Definition von Stärke, Schwäche und Schönheit. Und das ganz ohne Effekthascherei. Das könnte, das sollte Schule machen. ||

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 81667 München
Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de
www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung ESTA-Druck GmbH | www.esta-druck.de

Gestaltung | Layout Sylvie Bohnet, Cathrin Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Clea Albrecht (ca), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Sofia Glasl (sg), Joachim Goetz (jog), Simon Hauck (sha), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (kk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Julie Metzendorf (jm), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias

Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Franziska Sperr (fs), Silvia Stamm (sis), Erika Wäcker-Babnik (ewb), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement jährlich
11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro | Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971,
info@muenchner-feuilleton.de

oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.



Szene aus den Proben zu »Undine« von Karl Alfred Schreiner | © Foto Marie-Laure Briane

CLEA ALBRECHT

»Undine« – was für ein Thema, ausgerechnet jetzt unter dem Damokles-Schwert von Corona. Oder ist es in dieser Zeit der dringlichen Hygiene-Regeln, der auferlegten gesellschaftlichen Abschottung, der depressiven Selbstisolierung nicht genau das richtige Thema? Ein Loslösen von der Realität, eine Flucht in eine überirdische Liebe, die vollkommenes Glück verspricht und letztlich tragisch endet. Ein Märchen eben, in das man sich für kurze Zeit Welt- oder besser Virusvergessen fallen lassen kann. Münchens Gärtnerplatztheater-Tanzchef Karl Alfred Schreiner hat(te) jetzt vor, den Undine-Mythos in unsere Zeit zu holen. Der kurzfristig angesetzte (Kultur-)Lockdown im November

erzwingt nun eine Verschiebung der Premiere.

Aber vorab: was für ein geheimnisvolles Wesen ist diese Undine? Schon aus der griechischen Mythologie sind sie uns bekannt, diese in Flüssen, Seen und Meeren lebenden Nymphen, Najaden und Nereiden. Wasser- und Waldgeister finden sich in allen Volkssagen. Die Figur der Undine stammt wohl aus der Sage des oberrheinischen Rittergeschlechts derer von Staufenberg. Und es war schließlich Friedrich de la Motte Fouqué's »Undine«-Erzählung von 1811, die Schriftsteller, Komponisten und Choreografen bis heute zu neuen Versionen inspirierte. Der Kern der recht verschlungenen Geschichte hier kurz gefasst: Ritter Hans von Wittenstein, bereits verlobt mit

Berthe, verfällt dem Zauber der rätselhaften Undine und heiratet sie. Er kehrt jedoch zurück zu Berthe, bricht damit den ehelichen Treueschwur und muss nach dem Gesetz der Wassergeister sterben. Ein Lebensende, das sich unter tränenreichen tödlichen Küssen der Undine hochromantisch gestalten lässt.

Die in Fouqué's Kunstmärchen vorgegebene Grundkonstellation wird in den folgenden literarischen oder choreografischen Fassungen ohnehin variiert. Die Heldin in Hans Christian Andersens »Die kleine Seejungfrau« verschont den Ungetreuen und opfert sich selbst. In Oscar Wildes Kunstmärchen »Der Fischer und seine Seele« (enthalten in »Das Granatapfelhaus, 1891) gibt der Mensch seine Seele auf, um mit dem geliebten Wesen im Reich des Wassers zu leben. Auch auf der Tanzbühne wurde der Stoff aufgegriffen: Von Filippo Taglioni in »La fille du Danube« (1836) und von Jules Perrot in »Ondine« (1843), um nur die bekanntesten zu nennen. Im 20. Jahrhundert schuf Frederick Ashton seine »Ondine« zu Musik von Hans Werner Henzes (1958); es folgten die Versionen von Alan Carter 1959 für das Ballett der Bayerischen Staatsoper, von Tatjana Gsovsky 1959 für die Städtische Oper Berlin, von Erich Walter 1962 für Wuppertal, von Nicholas Beriozoff 1965 für Zürich und von Tom Schilling 1970 für die Komische Oper in Berlin. John Neumeier kreierte nach seiner »Undine« von 1994 auch noch »Die Kleine Meerjungfrau« 2005 für Kopenhagen, 2007 für Hamburg nach Hans Christian Andersens Märchen und zu einer Auftragskomposition von Lera Auerbach.

Aber gleich welche Deutung der jeweilige Autor oder Choreograf gewählt hat: das Undine-Märchen umfasst immer den Kontrast von Wirklichkeit und Ideal, ist immer eine Metapher für die Sehnsucht nach einer Grenzüberschreitung, nach einer Vervollkommnung: entweder ist es die Nymphe, die sich das Menschsein mit einer Seele wünscht. Oder, wie in Jean Giraudoux' 1939 uraufgeführtem Drama »Ondine« ist es der Ritter, der mit Undine eine Erweiterung seiner von Hofetikette und Konventionen eingeengten Welt ersehnt. Undine ist mit ihrer Naturhaftigkeit, ihrer Spontaneität und Unbestechlichkeit das ideale Gegenbild zu seinem Umfeld – aber letztlich ein unerreichbares.

Das ist der Vorteil eines existenzielle menschliche Belange ansprechenden mythischen Stoffes: er kann von jeder Epoche neu betrachtet werden, ja erfordert es geradezu. Aber wie ist Schreiner auf dieses den Wellen (Welle: lateinisch unda, althochdeutsch undia) entstiegene Wasserfräulein Undine gekommen? In der von ihm angeregten, aber von seinen Tänzern choreografierten zweiteiligen Kreation »Metamorphosen« nach Ovid im vergangenen Juli schmachtete ja schon die Nymphe Echo vergeblich nach dem schönen, jedoch nur in sich selbst verliebten Narziss. Jetzt schreibt der Tanzchef das Thema ernster fort. »Ich habe nach einer Vorlage gesucht, in der ein unüberbrückbarer Unterschied zwischen Menschen ein Zusammenkommen unmöglich macht. Wo es auch um körperliche Veränderung geht«, gibt Schreiner erst mal nur preis. Keines der bekannten »Undine«-Ballette seien für ihn eine Anregung gewesen, sagt er. »Mich

hat die Suche nach einer Seele interessiert und die Hoffnung, diese im Anderen zu finden – letztlich die Distanz zwischen den beiden Protagonisten und die gescheiterte Liebe.« Natürlich fließe unterschwellig, ohne konkrete visuelle Übersetzung, auch die Corona-Erfahrung der letzten Monate mit in diese Arbeit ein, ergänzt er noch. Gustav Mahlers Sinfonie Nr. 10 ist für dieses Thema sicher eine passende Musikkwahl. Entstanden ist das Werk in einer für Mahler schmerzhaften Krise mit seiner Frau Alma. »Diese zehnte Sinfonie hat eine kammermusikalische Qualität und ist zugleich von großer Klangfantasie«, meint Schreiner. »Sie passt wunderbar zu dem, was ich erzählen wollte. Ich denke, Mahler hat während der Komposition viel über eine gescheiterte Beziehung nachgedacht – so wie wir in unserem Stück.« ||

UNDINE – EIN TRAUMBALLETT Staatstheater am Gärtnerplatz

Premiere verschoben | Informationen zu Programm und Tickets: <https://www.gaertnerplatztheater.de/de/seiten/faq.html>

II VORMERKEN! ||||||||||||||||

26.–28. November

GRENZEN – 6. INTERNATIONALES CHOREOGRAFENATELIER 2020/21

Das im Schwere Reiter geplante Veranstaltungsprogramm wird als Online-Angebot kommuniziert | Informationen demnächst unter: www.tanztendenz.de, www.schwere-reiter.de

Die 1987 gegründete Tanztenzendenz hat viele Formate entwickelt. Seit 2005 lädt sie Choreograf*innen und Künstler*innen zu einem »Choreografenatelier« ein, zu gemeinsamem Experimentieren und Erleben, zum Austausch von Erfahrungen, Wissen und Strategien: mit Exkursionen, Workshops und einem (auch öffentlich zugänglichen) Diskursprogramm. Das internationale Zusammenkommen muss coronabedingt auf 2021 verschoben werden, aber der interdisziplinäre »Themenraum« soll möglichst wie geplant stattfinden und online zugänglich sein. Begriffe und Denkfiguren zu »Grenze« und »Grenzbereichen« thematisieren Günter Lempa aus psychoanalytischer Sicht, Spyridon Koutroufinis und René Pikarskider aus biophilosophischer Perspektive, Michaela Ott widmet sich Grenzverwischungen im bio- und soziotechnologischen Bereich und der Kultur- und Sozialgeograph Thomas Dörfler beleuchtet die Dialektik von Grenzziehungen und Einhegungen. Den Auftakt macht der Heidelberger Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs zu dem Thema, das uns alle beschäftigt: »Die Corona-Pandemie als kollektive Grenzsituation«.

Anzeige



Bildmotiv: Jara von Luepke

Wir sammeln Spenden – damit wir Wasser sammeln können.
Bitte unterstützen Sie die Arbeit der WasserStiftung!



Spendenkonto
Raiffeisenbank Isar-Loisachtal eG
IBAN DE 58 7016 9543 0000 45 38 38
BIC GENODEF1HHS

WasserStiftung
Landsberger Str. 428
D-81241 München
Mobil +49 171 560 1049

www.wasserstiftung.de
info@wasserstiftung.de
@wasserstiftung
@wasserstiftung



Dina Nayeri | © Anna Leader

»Wir müssen den Geist der Genfer Konvention wiederentdecken und uns an die Tragödie erinnern, aus der sie erwuchs«

Am 30. November erhält Dina Nayeri in München für ihr Buch »Der undankbare Flüchtling« den mit 10.000 Euro dotierten Geschwister-Scholl-Preis.

In diesem Jahr wird der Geschwister-Scholl-Preis an eine junge Iranerin vergeben, die mit ihrem gerade erschienenen Buch den Anforderungen des Preiskomitees entspricht, »den moralischen, intellektuellen und ästhetischen Mut zu fördern und dem verantwortlichen Gegenwartsbewusstsein wichtige Impulse zu geben.«

Die Autorin wurde während der Islamischen Revolution im Jahr 1979 in Isfahan im Iran geboren. Als die Familie dort nicht mehr sicher war, auch weil die Mutter zum Christentum konvertierte, musste sie fliehen. Nach vielen Umwegen landete die Familie in den USA. Dort machte Dina mehrere Universitätsabschlüsse und lernte so zu sprechen, dass ihr bald keiner mehr die Einwanderung anmerken konnte. Perfekte Assimilation. Der Versuch, so schnell wie möglich die Identität des Gastlandes anzunehmen, war geglückt: In kurzer Zeit wurde sie zu einer erfolgreichen, hochgebildeten Frau, und weil sie dazu selbstbewusst, intelligent und schön ist, war sie bald eine Art Vorzeigemigrant.

Dabei wollte sie es aber nicht bewenden lassen: Sie besuchte Camps und befragte Geflohene aus Syrien, Libanon, Afghanistan und dem Irak nach persönlichen Erlebnissen, den Qualen der Flucht, dem Leben in den Camps. In ihrem Buch verknüpft sie diese Schicksale mit ihrem eigenen, wohlwissend, dass sie Glück hatte, weil sie aus sogenanntem guten Hause stammt und ihr die Welt stets offengestanden hatte. Den Bewohnern der Lager dagegen bleibt oft nichts als der Traum von einer glücklichen Zukunft. Nayeri führte auf ihren Reisen intensive Gespräche über die Träume und die Enttäuschungen der Geflüchteten und verknüpft die Geschichten mit ihren eigenen Erlebnissen, als sie, fast noch ein Kind, die Heimat verlassen musste. Das ist das Strickmuster des prämierten Textes, der nicht nur voller Empathie ist, sondern auch mit Feingefühl, Tiefgang und analytischer Klugheit erzählt.

Frau Nayeri, ich möchte zunächst auf den Buchtitel zu sprechen kommen: »Der undankbare Flüchtling«? Undankbar, wie ist das gemeint?

Der Titel ist ironisch. Er bezieht sich auf den Druck, den die Flüchtlinge empfinden, dankbar sein zu müssen. Dankbarkeit ist sicher für das Überleben und für die mentale Gesundheit notwendig. Ich zum Beispiel bin eine äußerst dankbare Person. Aber Dankbarkeit ist ein privates Gefühl, das von anderen nicht eingefordert werden kann. Ähnlich wie Liebe und Respekt wächst sie erst im Lauf der Zeit. Manchmal richtet sie sich nicht an ein individuelles Gegenüber, die private Dankbarkeit eines Flüchtlings drückt sich vielleicht nur gegenüber Gott aus, und das ist okay. Flüchtlinge aufzunehmen, ist eine humane Pflicht, man sollte dafür nicht Dankbarkeit erwarten. Man muss niemanden mit Lob überhäufen, weil er die Türen für Menschen öffnet, die in Gefahr sind, und selbst einfach Glück hatte mit dem Ort seiner Geburt.

Trump sagte voller Spott: »If you are not happy here you can leave the country.« Aber haben die meisten Flüchtlinge überhaupt die Wahl?

Das ist ein extrem beschränkter Kommentar des mächtigsten Mannes der Welt. Sagte er das speziell mit Blick auf Flüchtlinge? Nun, er ist ein so dummer Mann, es ist frustrierend ihm das ernsthaft widerlegen zu müssen. Trotzdem: Flüchtlinge sind nach Definition der Genfer Konvention Menschen, die nicht in ihr Land zurückkehren können, weil sie dort in Gefahr sind. Die Unter-

zeichner dieser Konvention stimmen damit einer Politik zu, die das Zurückschicken nicht erlaubt. Da Amerika einer dieser Unterzeichner war, ist der Satz »Geht zurück, wenn es euch hier nicht passt« die Aussage eines dahergelaufenen Trottel. Wenn der Präsident das sagt, ist es alarmierend.

Bei Ihrer Reise durch viele Camps in Europa haben Sie unzählige Gespräche mit Flüchtlingen geführt. Alle Erzählungen sind auf ihre Weise dramatisch oder tragisch. Ist jede Flucht besonders?

Ja, so wie jede menschliche Erfahrung. Deswegen hat das Erzählen von Geschichten diese starke Überzeugungskraft: Die Einzigartigkeit einer jeden Geschichte bewegt uns, überzeugt uns, es sind Geschichten, die tatsächlich jemandem widerfahren sind. Gerade die einzigartigen Details lösen Empathie und Resonanz in uns aus. Eine schöne Ironie: Je mehr Individuelles im Geschichtenerzählen steckt, desto universeller bewegt die Geschichte.

Fast 80 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht, und es werden von Jahr zu Jahr mehr. Was kann die Politik tun? Welchen Appell richten Sie an die Politiker?

Mein Appell richtet sich an die Menschen, nicht nur Politiker, denn die denken vor allem an ihren eigenen Vorteil. Sie sollten aber wissen, dass wir sie nicht wählen, wenn ihr Programm der persönlichen Selbstdarstellung und den Interessen der Reichen und Privilegierten dient und sie sich nicht um die Hilfsbedürftigen kümmern. Viel zu lang müssen Flüchtlinge in Lagern ausharren. Die Umstände dort sind grauenvoll. Die Menschen dürfen nicht arbeiten, ihre Kinder haben keinen Zugang zu Bildung. Das muss anders werden. Und unsere Torwächter, die Asylprüfer, müssen endlich lernen, die humanitären Aspekte ihres Jobs zu begreifen, statt dafür belohnt zu werden, möglichst viele Bewerber abzulehnen. Die Flüchtlingslager in ganz Europa sind schrecklich. Oft spielen die Politiker der Aufnahmeländer auch noch Spielchen mit dem Leben der Flüchtlinge und versuchen mit komplizierten Regelungen, sie sich gegenseitig zuzuschieben. All das muss anders werden: Wir müssen den Geist der Genfer Konvention wiederentdecken und uns an die Tragödie erinnern, aus der sie erwuchs. **Häufig müssen Menschen aus ihren Ländern fliehen, weil dort ihre Lebensgrundlage zerstört wurde. Wir in den reichen Ländern haben unseren Anteil an dieser Zerstörung. Was können wir Ihrer Meinung nach tun, um diese Ungerechtigkeit zu stoppen?**

Um es kurz zu machen: Wir müssen die Flüchtlinge fair verteilen, denn das ist unsere Pflicht und Schuldigkeit. Auf lange Sicht müssen wir Politiker wählen, die sich der schon genannten Regeln annehmen. Es ist moralisch nicht mehr vertretbar, die Daten über die Klimaveränderung und die Schäden, die wir in anderen Ländern verursacht haben, zu ignorieren. Wir können nicht mehr die Augen verschließen vor den Privilegien, die wir auf Kosten anderer genießen. Wir sind verpflichtet, bestimmte Wahrheiten anzuerkennen und zu verstehen, auch, wenn sie unbequem sind und uns einiges kosten. Wir können nicht so tun, als hätten wir keinen Zugang zu diesen Informationen. Wissen und Handeln sind unsere moralische Pflicht. ||

TEXT UND INTERVIEW:
FRANZISKA SPERR



DINA NAYERI: DER UNDANKBARE FLÜCHTLING
Aus dem Englischen von
Yamin von Rauch | Kein & Aber,
2020 | 394 Seiten | 24 Euro

Wer sticht den Trumpf?

Stefan Kutzenberger seziert in seiner Satire »Jokerman« die Mechanismen von Verschwörungstheorien.

SOFIA GLASL

Pop und Religion haben ja durchaus Gemeinsamkeiten. Fans und Jünger verehren eine oder mehrere Heiligkeiten kultisch, hängen ihr an den Lippen und setzen ihr Wort oder ihre Schrift geflissentlich und oft unhinterfragt um. Im Falle von Bob Dylan hat diese Stilisierung sogar zu einem halb ernsthaften Spitznamen geführt: »His Bobness«. Der österreichische Schriftsteller Stefan Kutzenberger spinnt diesen Umstand in seinem irren wie witzigen Roman »Jokerman« zu einer weltumspannenden Religionsgemeinschaft aus, die im Untergrund agiert und die Songtexte des Literaturnobelpreisträgers in verschiedenen Auslegungen umsetzt, inklusive Schisma. Mauerfall, 9/11 – alles in »All Along the Watchtower« nachzulesen!

Kutzenberger ruht sich jedoch nicht auf dieser zugegebenen ulkigen Prämisse aus, nein, denn der Literaturwissenschaftler forscht selbst zu Autofiktionen, also dem Verweben von Autobiografie und Fiktion, und setzt sein Alter Ego als Ich-Erzähler ein, der durch ein Malheur in diese Weltverschwörung stolpert: Er soll bei einer Literaturtagung einen Vortrag zu Dylans Song »Jokerman« halten, legt den Text durch einen dämlichen Übersetzungsfehler neu aus und wird dort von führenden Dylanologen, also den orthodoxen Gläubigen, zum Heiland erklärt, zum Jokerman. Dem wiederum fällt aufgrund anderer Textzuschreibungen die Aufgabe zu, Donald Trump zu ermorden, damit er nicht wiedergewählt wird. Ungünstig nur, dass Trumps erste Amtszeit ebenfalls der Gemeinschaft zu verdanken ist, aber das lässt sich ja beheben. Wer sticht den Trumpf im Kartenspiel? Natürlich der Joker. Solche platten Wortwitze sind Grundlage der Liturgie.

In diesen schiefen Sprachanalogien liegt auch einer der Ansatzpunkte von Kutzenbergers eigentlicher Kunst: Das alles klingt nicht zufällig nach einer gehörigen Verschwörungstheorie, denn genau deren Mechanismen legt er mit viel Witz und Selbstironie frei. Wenn die Trennung zwischen Fakt und Fiktion zur Auslegungssache erklärt wird, geraten Moralvorstellungen und ganze Wertesysteme ins Wanken und stürzen letztlich wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

»Jokerman« ist, ganz ohne Wortwitz, ein Politthriller im Kleid einer Verschwörungstheorie im Kleid eines Schelmenromans, und diese Verschachtelung macht den Roman so klug und unterhaltsam zugleich. Dadurch dass er durchgängig ganz unpräzise, vielmehr selbstironisch die eigene Fiktionalität thematisiert und auf die Gemachtheit von Literatur verweist, enttarnt er vor allem die Absurdität von willkürlichen Glaubensbekenntnissen – eine Feststellung, die gar nicht mehr ganz so selbstverständlich ist, aber eigentlich zeitlos sein müsste. ||

STEFAN KUTZENBERGER:
JOKERMAN

Berlin Verlag, 2020 | 352 Seiten | 22 Euro



Ein zukunftsweisendes Konzept

Das Literaturfest als Ganzes wurde abgesagt. Doch die Bücherschau wagt den Auftritt – mit Ausstellung und Veranstaltungen.

FLORIAN WELLE

Im vergangenen Jahr wurde noch groß gefeiert. Als am 1. Dezember die 60. Münchner Bücherschau zu Ende ging, fiel das Fazit rundweg positiv aus. Etwa 170.000 Besucher waren zur größten regionalen Buchausstellung Deutschlands in den Gasteig geströmt. Veranstalter Klaus Beckschulte, Geschäftsführer des Landesverbands Bayern im Börsenverein des Deutschen Buchhandels, sagte damals über das Jubiläum: »Wir sind stolz auf die Münchner Bücherschau (...) Sie ist seit Jahrzehnten ein Publikumsmagnet.« Wenn in diesem Jahr der weitläufige Gasteig ab dem 12. November wieder gut 300 Verlagen von acht Uhr morgens bis elf Uhr abends eine Bühne für Tausende Neuerscheinungen bietet, ist pandemiebedingt vieles anders.

Die gute Nachricht: Die 61. Münchner Bücherschau findet (Stand Redaktionsschluss) statt. Die schlechte: Sie muss heuer das Programm alleine bestreiten. Normalerweise bildet sie gemeinsam mit dem kuratierten forum:autoren und dem Festprogramm des Literaturhauses das Literaturfest München. Doch der renommierten Trias hat das Virus einen Strich durch die Rechnung gemacht. Bereits im Juli gaben die Literaturfestveranstalter bekannt, dass das forum:autoren und das Festprogramm ausfallen werden. Tanja Graf, Leiterin des Literaturhauses, begründete die Entscheidung so: »Im Moment, und aller Voraussicht nach auch im Herbst, würden die Beschränkungen durch die Hygienekonzepte allen Spielraum zunichtemachen.« Der Kulturreferent der Landeshauptstadt, Anton Biebl, erklärte den Verzicht zudem mit der angespannten Finanzlage. »Dies«, so Biebl, »hält das Risiko für das Literaturhaus geringer, das ohnedies unter existenzbedrohenden Einnahmeausfällen leidet.« Fragt man heute bei der Lyrikerin Nora Gomringer nach, die in diesem Jahr das forum:autoren hätte kuratieren sollen, wäre auch ein virtueller Ersatz für das Livefestival keine Lösung gewesen: »Ich fand die Absage bedauerlich, aber völlig verständlich. Wer hat denn Lust auf ein kontaktloses Festival?«

Die Bücherschau indes setzt in diesem besonderen Jahr auf Zweigleisigkeit. Vor dem Hintergrund eines Hygienekonzeptes (es beinhaltet festgelegte Laufwege, keine gleichzeitig stattfindenden Veranstaltungen und die Bestimmung, dass nur eine Person auf neun Quadratmeter Ausstellungsfläche kommt)

verzichtet man nicht auf das Live-Erlebnis. Ergänzt wird es aber um die Möglichkeit, digital mit von der Partie zu sein. Der Weltbild Verlag stellt den Verlagen eine Plattform zur Verfügung, auf der sie ihr Buchprogramm auch in virtuell begehbaren Messeständen zeigen können. Christian Sailer, CEO Weltbild, sieht darin mehr als eine einmalige Notlösung: »Die neue digitale Plattform ist ein zukunftsgerichtetes Konzept (...) Mit dem digitalen Format schaffen wir für das Buch eine größere Reichweite. Denn jetzt kann jeder aus ganz Deutschland (...) eine im Kern bisher lokale Messe in der großen Verlagsstadt München besuchen.« Fragt man bei Klaus Beckschulte nach, wie die Verlage das Konzept annehmen, erhält man die Antwort: »Das Interesse der Verlage ist groß. Die große Mehrheit, will heißen etwa 99,5 Prozent, sind real und virtuell zu besuchen.«

Real und virtuell besuchen kann man auch die Lesungen von Publikumsmagneten wie Cornelia Funke und Ken Follett, dem Schriftsteller Jonas Jonasson oder Kinderbuchautor Paul Maar. Die Livestreams werden zudem noch eine Zeit lang in der Mediathek zur Verfügung stehen. Natürlich haben sich die Veranstalter, wie derzeit eigentlich immer, wenn es um Hybridkonzepte geht, die Frage gestellt, ob man auch für den virtuellen Besuch Geld verlangen soll. Das Müncher Dok.fest tat dies mit Erfolg und Zuspruch im Mai. Auf der Bücherschau hingegen werden die Streamings nichts kosten. Beckschulte erklärt das damit, dass die Bayerische Staatskanzlei die Digitalisierung der Bücherschau fördert. Einige Veranstaltungen, wie etwa die Kinderbuchlesung von Anna Ruhe oder das überaus beliebte Format »Die 100 besten Kinder- und Jugendbücher« von Roswitha Budeus-Budde, Hilde Elisabeth Menzel und Marlene Zöhrler finden als sogenannte Weblounge statt, eine Videokonferenz, bei der auch Fragen gestellt werden können. ||

Weitere Informationen:

Kurz vor Drucklegung wurden die Buchausstellung im Gasteig sowie die Liveveranstaltungen abgesagt. Ausstellung und Lesungen finden wie geplant im digitalen Raum statt. www.muenchner-buecherschau.de

Anzeige

RESI SENDET

Alle digitalen Angebote des Residenztheaters finden Sie online unter residenztheater.de

#wasistlosimresi

EIN MUSS FÜR ALLE RESI-FREUNDE!



Abonnieren Sie unseren Newsletter und verpassen Sie nichts mehr: residenztheater.de/newsletter

Folgen Sie uns auf unseren Social Media-Kanälen! Sie finden uns auf Instagram, Facebook, Twitter und Youtube.

RESIDENZ
THEATER

Sehen, was man nicht sieht

Die Neuerfindung der Gespenstergeschichten: Leanne Shapton verbindet in ihrem »Gästebuch« Texte, Fotografien und Zeichnungen zu einem literarischen Bilderbogen.

TINA RAUSCH

In dem Kinofilm »A Ghost Story« von 2017 warf Regisseur David Lowery seinem bei einem Autounfall tödlich verunglückten Protagonisten C ein weißes Bettlaken mit Gucklöchern über und ließ ihn dergestalt durchs Haus seiner trauernden Geliebten M schweben. Was in Zeiten der Special Effects nahezu atavistisch anmutete, verfehlte seine Wirkung nicht: Unterm Laken zur Einsamkeit verdammt, rührte das stumme Geisterwesen zu Tränen und setzte sich – anders als mancher Blockbuster-Held – im Gedächtnis fest.

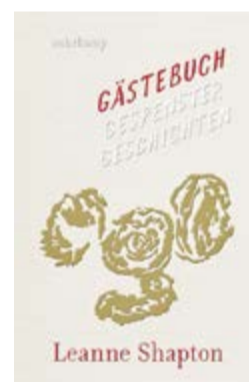
Von dort meldet es sich beim Blättern durch Leanne Shaptons »Gästebuch« zurück: Seit sie 2009 in ihrem literarischen Debüt »Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von ...« zeigte, wie innovativ es sich zwischen zwei Buchdeckeln erzählen lässt, verknüpft die kanadische Illustratorin und Autorin in jedem ihrer Bücher Wörter und Bilder auf ungeahnte Weise. So sind wenige ihrer »Gespenstergeschichten« Erzählungen im klassischen Sinne, vielmehr spannt Shapton einen assoziationsreichen Bilderbogen auf, den sie mal für sich sprechen lässt und mal mit Texten versieht. »Die Gestalt am Fuß des Bettes war nackt und strahlte ein bläulich weißes Licht aus«, heißt es am Ende des Kapitels »Am Fuß des Bettes« mit alten Schwarz-Weiß-Fotografien von opulent möblierten Schlafgemächern. Schon blättert man zurück und glaubt, die Gestalt auf Foto 17 vague zu erkennen ...



Geisterhafte Gestalten | © Leanne Shapton (Illustration und Foto)

»Gästebuch« lädt ein, geheimnisvolle Häuser und Orte zu erkunden, nach Alcatraz zu reisen, mit der Titanic unterzugehen, sich in fremde Biografien hineinzuversetzen – und dabei vor allem auf innere Stimmen zu hören und eigene Bilder abzurufen. »Erinnere dich an das, was du nicht zu sehen bekommst«, schreibt Shapton unter zart hingetupfte Chrysanthemen und Nelken. »Das Versteckte des versteckten Bildes. Es ist dort im Dunkeln. Es war da. Es ist immer noch da.« ||

LEANNE SHAPTON: GÄSTEBUCH. GESPENSTERGESCHICHTEN
Aus dem amerikanischen Englisch von Sophie Zeitz | Suhrkamp, 2020
320 Seiten | 24 Euro



AUFGESPIESST

REFLEXE

Die Entscheidung der Schwedischen Akademie, in diesem Jahr den Nobelpreis für Literatur an die amerikanische Dichterin Louise Glück zu vergeben, sorgte auf den deutschsprachigen Kulturseiten für Aufregung. Schon kurz nach der Verlautbarung der Jury kommentierten die ersten KollegInnen: »Die Schwedische Akademie düpiert wieder einmal die literarische Welt und zaubert eine nur mäßig bekannte Autorin aus ihrem Hut« (NZZ), »Louise wer?« (SZ) und die Berliner »taz« erkannte zwar den Weltrang der Autorin an, die Ausgezeichnete war ihr aber eindeutig zu »weiß, westlich und englischsprachig«. Auch in der »Welt« ärgerte man sich, denn niemand kenne die Autorin. Was diese Beiträge über das publizistische Spektrum hinweg gemeinsam haben, ist die Reflexhaftigkeit. Gerade im Kulturjournalismus passiert das derzeit häufig. Preise, Auszeichnungen, Juryzusammensetzungen werden, bevor eine schlüssige Einordnung vorgenommen wird, zunächst daraufhin abgeklopft, ob an ihnen etwas grundsätzlich zu beanstanden ist. Wenn es um das Werk eines Autors oder einer Autorin geht, wird dabei zumeist (gesellschafts)politisch argumentiert, im Fall von Glück: zu unbekannt, nicht postkolonial genug, kein Symbolwert. Oft endet das in Spott und Häme. Von tiefer gehenden ästhetischen Fragestellungen bleiben derartige Urteile meist unberührt. Das verspricht zwar kurzfristig Klicks, mittel- und langfristig aber höhlt sich der Kulturjournalismus so selbst aus. Im Grunde kann man dann gleich die KollegInnen aus den Ressorts Politik und Gesellschaft ranlassen.

CHRIS SCHINKE



Anzeigen

DIE HALTESTELLE
Der Film
Ein Theaterstück von Stefan Kastner

Dienstag, 10. November, und
Mittwoch, 11. November 2020, 20 Uhr
Streaming über www.pathosmuenchen.de

PATHOS münchen
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

ART NEVER SHUTS DOWN
PATHOS münchen
PATHOS NEVER SHUTS DOWN
ARTISTS NEVER SHUT DOWN
ART NEVER SHUTS UP
PATHOS NEVER SHUTS UP
ARTISTS NEVER SHUT UP

LYRIK

noch fällt dein eigener schatten
auf das bild das licht zeigt nicht wie hell
die spitzen sind den weißen schliff
in einem blau für projektile. da ist das lächeln
spät bevor ihr auseinander geht in jeden winkel
dieses blaus gehören stimmen. noch weiß
der boden um den schatten und den dünnen
ast am baum noch fällt das lachen auf dem
bild in meine träume ein du ziehst die geraden
auf dem ball und weißt wie wenig
diese linien sich berühren das wasser steigt
die ebbe ist ein kurzes schnaufen
die steine fangen still das wandern an
wer soll sie halten.

ANJA KAMPMANN

© 2016 Carl Hanser Verlag GmbH & Co KG München
mit freundlicher Genehmigung

TOTENAMT

am anfang war die orgel ohne strom .. da brach
die bleiche wintersonne ein, so daß die lampen u.
der kerzenschein u. aller zauber überflüssig wurde.

nackt stand der weihnachtsstern auf dem parkett.
wie leer u. öde alles war, wenn man reihum in die
gesichter sah, war da weder trauer noch erwartung.

in dieser stunde glaubte ich an nichts, vor schierem
übermaß der helle, in der altenheimkapelle, in dieser
ungeplanten stille, die anhält bis zum ersten orgelton.

NORBERT HUMMELT

© 2020 Luchterhand Literaturverlag
mit freundlicher Genehmigung

Der Rainer-Malkowski-Preis zählt zu den renommierten und mit 30.000 Euro auch höchstdotierten Auszeichnungen der Sparte und wird alle zwei Jahre in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste verliehen, diesmal an Anja Kampmann und Norbert Hummelt. Kampmann, geboren 1983 in Hamburg und in Leipzig lebend, hat sich rasch einen Namen gemacht – so die Jurybegründung – »als eine ganz eigenwillige, unverwechselbare Stimme«: mit ihrem vom Lyrik Kabinett herausgegeben Erstling »Proben von Stein und Licht« (2016) sowie dem zweifach ausgezeichneten und viel beachteten Debütroman »Wie hoch die Wasser steigen« (2018). Bei Hanser erscheint Anfang nächsten Jahres ihr neues Gedichtbuch »Der Hund ist immer hungrig«.

Der 1962 geborene, in Berlin lebende Norbert Hummelt arbeitet auch als Essayist und Übersetzer englischer Poesie, leitete die Kölner Autorenwerkstatt, war Dozent am Leipziger Literaturinstitut und ist seit langem eine wichtige Stimme der deutschen Gegenwartslyrik. Eine feine Musikalität klingt auch in seinem aktuellen, achten Gedichtbuch »Sonnengesang« (2020). || tb

ANJA KAMPMANN: PROBEN VON STEIN UND LICHT. GEDICHTE
Edition Lyrik Kabinett, 2016 | 96 Seiten | 15,90 Euro

NORBERT HUMMELT: SONNENGESANG
Luchterhand Literaturverlag, 2020 | 96 Seiten | 20 Euro

Zur Welt in Beziehung

Internationale Schriftstellerinnen erörtern in »Schreibtisch mit Aussicht« Bedingungen ihres Schreibens – und führen so Virginia Woolfs Forderung nach einem »Zimmer für sich allein« fort.

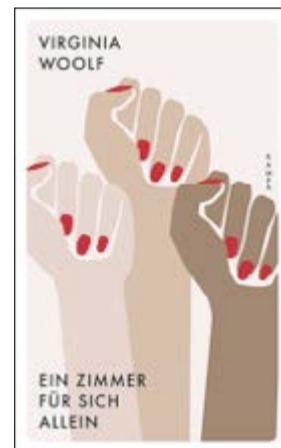
TINA RAUSCH

1946 machte George Orwell in der britischen Literaturzeitschrift »Gangrel« unter dem Titel »Why I Write« vier Motive für sein Schreiben aus: reiner Egoismus, ästhetische Begeisterung, historischer Impuls, politischer Zweck. Nach Orwell sinnierten Literaten wie Henry Miller und Lawrence Durrell über ihre schriftstellerischen Aktivitäten; »doch den Namen einer Frau sucht man in der Vierteljahresschrift vergeblich«, konstatiert die Autorin Ilka Piepgras. Einiges hätte sich seitdem geändert, Frauen gäben durchaus Auskunft über ihr Schreiben – zum Beispiel Joan Didion, die 1976, also 30 Jahre nach Orwell, ihren Vortrag ebenfalls mit »Why I Write« betitelte, und Anne Tyler, deren Essay »Still just writing« von 1980 Piepgras als »Keimzelle« für ihr Buch diente und, übersetzt von Sophie Zeitz, nun erstmals auf Deutsch vorliegt. Dennoch sei die Literaturwelt weiterhin eine Männerdomäne: »Nach wie vor wird die Arbeit von Schriftstellerinnen weniger ernst- und wahrgenommen als die von Schriftstellern.« Doch während andersorts die Aufhebung der Geschlechterrollen gefordert oder auch akribisch untersucht wird, wie wenig Bücher von Frauen im Vergleich zu denen von Männern rezensiert werden, wählt Piepgras einen anderen Weg: Sie schenkt in »Schreibtisch mit Aussicht« 23 Schriftstellerinnen ausreichend Raum, um übers Schreiben zu schreiben. Einige Beiträge entstanden direkt für die Anthologie, andere wurden eigens dafür übersetzt und weitere, von Siri Hustvedt oder Zadie Smith, nochmals abgedruckt. Bei der Lektüre zeigt sich schnell: Die facettenreichen Persönlichkeiten lassen sich nicht auf ihren kleinsten gemeinsamen Nenner reduzieren, vielmehr bewerten sie Weiblichkeit in Kombination mit schriftstellerischem Erfolg disparat. So hadert Eva Menasse damit, dass sie am Schreibtisch

nicht wie sonst in ihrem Leben »rational, geplant und ordentlich« sein kann: »beim Schreiben bin ich weiblich«. Antonia Baum wehrt sich vehement gegen das Konzept eines spezifisch »weiblichen Schreibens«, nennt sich »Schriftsteller« und stößt damit an Grenzen. Kathryn Chetkovich seziert in ihrem Text »Neid« ihre ambivalenten Gefühle, als der zu Beziehungsbeginn gänzlich unbekannt, von seiner eigenen Arbeit überzeugte schreibende Mann an ihrer Seite zum Weltstar aufsteigt. Sein Name: Jonathan Franzen. Elke Schmitter gesteht Skrupel, »über ein Leben zu schreiben, das ich nur besichtigen kann, also »das Leben der anderen«, und identifiziert diese Selbstbeschränkung als »eher weiblich als männlich«. Elif Shafak interessiert weniger Geschlechterfragen als vielmehr (Mutter-) Sprachen als Heimat, genau wie Terézia Mora, die Literatur als ihr Zuhause bezeichnet.

Katharina Hagena hofft indes sehr, dass ihre Bücher Frauenliteratur sind – solange damit auch die »Texte von Virginia Woolf, Jane Austen, Toni Morrison, Emily Brontë, Jeannette Winterson und Elfriede Jelinek gemeint seien«. Die zuletzt Genannte prangert wenige Seiten zuvor die »Verachtung des weiblichen Werks« an. Und erstere war schon 1929 davon überzeugt, dass Frauen, »wenn wir noch etwa ein Jahrhundert leben [...] und jede von uns fünfhundert im Jahr und ein Zimmer für sich hat«, den Mut fänden, genau das zu schreiben, was sie denken, und sich nicht immer in Beziehung zu anderen setzen würden. Denn es sei Tatsache, so Virginia Woolf in ihrem von Antje Rávik Strubel neu übersetzten berühmten Essay, dass Frauen »allein unterwegs sind und unsere Beziehung die Beziehung zur wirklichen Welt ist und nicht nur zur Welt der Männer und Frauen.« ||

VIRGINIA WOOLF:
EIN ZIMMER FÜR SICH ALLEIN
Aus dem Englischen und mit einem Nachwort von Antje Rávik Strubel | Kampa Verlag, 2020 | 192 Seiten | 12 Euro



ILKA PIEPGRAS (HRSG.):
SCHREIBTISCH MIT AUSSICHT
Kein & Aber, 2020
286 Seiten | 23 Euro

Anzeigen

MK: Die Wirklichkeit nicht in Ruhe lassen

Münchner Kammerspiele

Theater der Stadt

VERSCHOBEN 2020
Prinzregententheater
neue Termine werden zeitnah bekannt gegeben
Stück von Bertolt Brecht
Musik von Kurt Weill
089 2185 1970
www.theaterakademie.de

Die Dreigroschenoper

theaterakademie august everding

HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER MÜNCHEN



The winner is ...

Der Bayerische Buchpreis – in diesem Jahr zum siebten Mal vergeben – hat sich fest etabliert im Reigen der Literaturpreise. Die öffentliche Jurysitzung, in der jeweils ein Preis in den Kategorien Belletristik und Sachbuch ermittelt wird, hat schon für viel Diskussionsstoff gesorgt (im letzten Jahr musste gar eines der drei Sachbücher wegen Plagiatsverdachts im letzten Moment aus dem Wettbewerb genommen werden, was einen Juror zu unangemessen harscher Kritik, so die einen, zu deutlicher Verurteilung, so die anderen, verleitet hat). Diskutiert jedenfalls werden die Liveentscheidungen der Jury (in diesem Jahr Sonja Zekri, Rainer Moritz und Knut Cordsen) beim anschließenden Empfang stets mit großem Engagement. Viel Livepublikum wird es diesmal freilich kaum geben, immerhin lässt sich die Preisverleihung am 19. November aber per Livestream mitverfolgen. Nominiert sind im Sachbuch Max Czollek: »Gegenwartsbewältigung« (Hanser), Jens Malte Fischer: »Karl Kraus. Der Widersprecher« (Zsolnay) und Hedwig Richter: »Demokratie. Eine deutsche Affäre« (C.H. Beck). Die drei in der Belletristik nominierten Bücher von Ulrike Draesner, Dorothee Elmiger und Iris Wolff werden hier vorgestellt.



Ulrike Draesner | © Gerald Zörner@gezett_hon.frei
Dorothee Elmiger | © Peter-Andreas Hassiepen
Iris Wolff | © Annette Hauschild – Ostkreuz

VON DER SICH WINDENDEN, SCHWINDENDEN SPRACHE

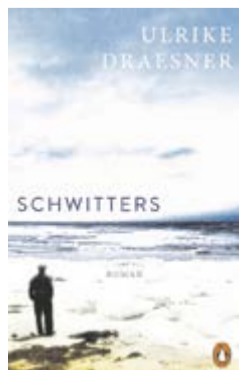
Bei manchem Künstler überstrahlen ein, zwei, maximal drei Arbeiten das Gesamtwerk. Der Lyriker, Werbegrafiker, Maler und Installationskünstler Kurt Schwitters dürfte zu ihnen gehören. Beinahe jeder kennt seine dadalyrisch betörende Hommage »An Anna Blume«. Einigen ist sicher auch die buchstabenhörige »Sonate in Urlauten« ein Begriff. »Fümms bö wö tää zää Uu«, so etwas vergisst man nicht. Ebenso wenig wie die Rekonstruktion des raumgreifenden, höhlengleichen »Merzbaus« im Sprengel-Museum. Das Original, an dem der Künstler seit den Zwanzigerjahren in seinem Haus in Hannover gewerkelt hatte, wurde bei einem Bombenangriff 1943 zerstört. Kurt Schwitters war jedoch weit mehr als seine bekanntesten Werke. Als erster bildender Künstler benutzte er ausnahmslos von der Straße aufgelesene Dinge als Arbeitsmaterial, Kippen, Werbezetteln, Scherben, bis hin zu Knochen. Die Collage war sein ureigenliches Metier. Ulrike Draesner nahm sich für ihren sprachmächtigen Roman »Schwitters« diese Technik zum stilistischen Vorbild. Das Buch über den gebürtigen Hannoveraner ist keine klassische, linear erzählte Biografie. Allein schon deshalb nicht, weil es sich auf den späten, relativ unbekanntesten Schwitters konzentriert. Es setzt ein mit der Flucht zu seinem Sohn Ernst 1937 nach Norwegen und endet mit dem Tod des Sechzigjährigen im englischen Exil 1948.

Vielmehr ist es eine vielstimmige literarische Collage. In den Schilderungen seiner in Hannover mutig die Stellung haltenden Frau Helma, seines ihm in einer Art Hassliebe verbundenen Sohnes Ernst und seiner späteren Geliebten Wantee nimmt Kurt Schwitters in Draesners Roman Gestalt an. Natürlich kommt er auch ausgiebig selbst zu Wort. Draesner wechselt geschickt zwischen Innen- und Außenperspektive, Frauen- und Männerstimme, Fakt und Fiktion. Gerade weil sie im Grunde ihrer Fantasie mehr vertraut als nüchternen Daten, die sie bei der akribischen Recherche in zahllosen Archiven durchaus angesammelt hat, gelingt es ihr, dass wir dem Menschen, Frauenliebhaber und Künstler Schwitters, Spitzname Jumbo, Spitzname Kuh-Witters, Spitzname Körnt, nahekommen.

Das Thema Exil treibt Draesner seit ihrem Roman »Sieben Sprünge vom Rand der Welt« um. Flucht und Vertreibung bedeuten auch für Schwitters neben finanzieller Unsicherheit vor allem den Verlust der Sprache. Spätestens in England wandelt er sich zu einem neuen Menschen: »Er fühlte, wie es ihn veränderte, sogar körperlich, dass er auf Englisch dachte statt auf Deutsch, seinem eingeborenen, verlorenen, sich windenden, schwindenden Deutsch.« Draesner schrieb »Schwitters« zunächst auf Englisch. Danach sollte diese Fassung ins Deutsche übertragen werden. Der Plan scheiterte, und die Autorin setzte sich erneut hin und schrieb einen zweiten, einen deutschsprachigen »Schwitters«. Gerade weil sie das Problem des Denkens und Dichtens in zwei Sprachen am eigenen Leib nachvollzog, vermittelt der Roman einen packenden Eindruck davon, was es heißt, die Muttersprache zu verlieren. »It's complicated. Das Sätzchen war abscheulich genau, dabei hilflos ehrlich. Er hatte eine seiner Collagen danach benannt.« ||

FLORIAN WELLE

ULRIKE DRAESNER:
SCHWITTERS
Penguin Verlag, 2020
480 Seiten | 25 Euro



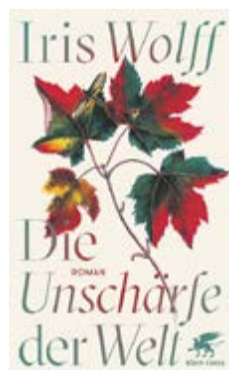
SÜSSES BEGEHREN

Es ist die eigenwilligste Arbeit der in diesem Jahr für den Bayerischen Buchpreis nominierten Belletristiktitel. Die Frage, worum es in Dorothee Elmigers »Aus der Zuckerfabrik« geht, ist aus dem Stand gar nicht so leicht zu beantworten. Das zentrale Motiv ihres Textes, der Zucker, wird zwar bereits im Titel vorweggenommen, es geht aber im Buch der jungen Schweizer Autorin um weitaus mehr als um den beliebten Süßstoff. In Elmigers fragmentarischem Textkonstrukt kommt dem Zucker die Rolle eines gedanklichen Gravitationszentrums zu. Sämtliche Handlungselemente bewegen sich um ihn. Wobei man von einer Handlung im Sinne eines klassisch plotgetriebenen Romans nicht sprechen kann.

Dorothee Elmiger hat sich im Fall ihrer Zuckerfabrik für eine im Flattersatz daher kommende, frei assoziierende Form entschieden, eine, die zwar improvisiert wirkt, dennoch streng ist in ihrer Methode; hingetupft, doch aufs Äußerste kontrolliert. Ein solches Erzählen kennt freilich Vorbilder, erinnert es doch an die Arbeiten von Maggie Nelson (»Bluets«), Elizabeth Hardwick (»Schlaflose Nächte«) oder Renata Adler (»Rennboot«). Im deutschen Sprachraum ist diese Form, changierend zwischen Essay, Lyrik, Aphorismus, wissenschaftlichem Arbeiten und Autofiktion, bisher nicht groß in Erscheinung getreten. Das ändert sich mit diesem Buch, das es unter anderem auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises geschafft hat.

Nicht nur der Zucker ist darin ein zentraler Bezugspunkt, sondern auch das mit ihm in Verbindung stehende Begehren. Das Begehren zivilisatorischer Art, nämlich das nach den süßen Reichtümern und Schätzen ausgebeuteter Kolonialregionen wie etwa Haiti, genauso aber auch das persönliche Begehren. Dorothee Elmiger nennt es einen Drang, aus sich hinauszugehen, der allem Orgiastischem zugrundeliege (»Trunkenheit, Mystik, Verliebtsein usw.«). Die Autorin erschrickt über sich selbst, wenn sie von ihrem Hunger schreibt – vom »Hunger als Verfassung«. Auf multiplen Ebenen handelt »Aus der Zuckerfabrik« von den Fallstricken des menschlichen Begehrens, und die Autorin jongliert ein Potpourri an Erzählelementen. Da wäre etwa der traurige Lebensweg eines Schweizer Lottokönigs, die Geschichte einer Psychiatricpatientin im 19. Jahrhundert sowie die autobiografischen Stationen der Erzählerin selbst. Von größter Bedeutung sind auch die künstlerischen Begegnungen etwa mit John Berrymans »Dream Songs«, den Filmen von Chantal Ackerman und den Schriften von Marie Luise Kaschnitz. Auch deren Schaffen verleiht sich Dorothee Elmiger im Laufe ihrer literarischen Recherche ein, um das gewonnene Material zu etwas künstlerisch Eigenständigem zu verdichten – das gelingt ihr ganz famos. Ihr schriftstellerisches Begehren wirkt ansteckend auf die Lesenden dieser clever konstruierten Anti-Erzähl-Literatur. Augenblicklich will man mehr davon, mehr von Elmiger und ihrem Buch und seiner eigenwilligen Form, die ein Versprechen zu sein scheint, uns einen neuen Zugang zur Wirklichkeit zu verschaffen. ||

CHRIS
SCHINKE



ÜBER GRENZEN

Der jüngste Roman der 1977 im siebenbürgischen Hermannstadt geborenen, heute in Freiburg lebenden Autorin heißt »Die Unschärfe der Welt«. Der Klang der Sprache, der Rhythmus und die Musikalität dieser Prosa faszinieren von der ersten Seite an. Das ist der unnachahmliche Wolff-Sound. Erzählt wird, über vier Generationen hinweg und durch sie hindurch, die Geschichte einer Familie aus den Karpaten und dem Banat, die sich den Stürmen des 20. Jahrhunderts ausgesetzt sieht. Sieben Hauptfiguren, die zusammengehören und immer zusammengehören werden, über geografische und andere Grenzen hinaus. Menschen, die sich selbst in der Volksrepublik Rumänien ihre persönliche Würde, ihre ganz eigenen Wünsche und Sehnsüchte nicht zerstören lassen, haben es schwerer als die Vögel – Freiheit gibt es keine, Grenzen viele. Man lebt mit den Jahreszeiten und den Schafen, mit dem Schweigen, den Selbstmördern und dem Dorfspitzel. »Es gab eine Zeit, die vorwärts eilte, und eine Zeit, die rückwärts lief. Eine Zeit, die im Kreis ging, und eine, die sich nicht bewegte, nie mehr war als ein einzelner Augenblick.« In diesem Roman muss man aufmerksam auf die Zeiten achten, denn die gehen oft fast unmerklich ineinander über – das schöne Grass-Wort von der »Vergegenkunft« liegt nahe. Und man lebt mit der in Sprache kondensierten Lebensweisheit von Generationen – eine Spezialität von Iris Wolff, deren dritter Roman gar eine Redensart zum Titel hatte: »So tun, als ob es regnet« (2017). Wie in diesem Buch, das die Autorin erst so richtig bekannt machte, erzählt sie auch in »Die Unschärfe der Welt« sprachtrunken und träumerisch, zugleich aber äußerst präzise und angenehm ruhig. Achtsames Erzählen könnte man das nennen.

Ein zentrales Kapitel berichtet von einer spektakulären Republikflucht per Propellerflugzeug. Die perfiden Repressionen des Regimes werden schonungslos geschildert, der Diktator und seine Frau werden mit Namen genannt und in Grund und Boden verdammt – eine derart scharfe und gnadenlose, eine derart sprachgewaltige Abrechnung mit dem »Genie der Karpaten« gab es bisher nicht. Iris Wolff ist auch eine eminent politische Autorin. Dann der Winter 1989. »Die Nachrichtensprecherin gab bekannt, dass der Diktator und seine Frau auf der Flucht waren. Samuel fragte, ob er telefonieren könne.« Die schweigsame und souveräne, seit vielen Jahren im Westen lebende Hauptfigur des Romans hält nun nichts mehr – Samuel muss los. »Die Straßen des Dorfes waren verlassen. Alles sah aus wie immer. Und war nicht wie immer.« Es gibt ein ergreifendes Wiedersehen mit den alt gewordenen Eltern – und mit Samuels Jugendliebe, die ein kleines Mädchen an ihrer Hand hält, Livia, Liv, die nächste Generation. Iris Wolff kann auch Sentiment und Pathos. Man darf ihre Bücher zur interkulturellen Literatur rechnen: Fremd sein, sich fremd fühlen, als fremd betrachtet werden, das ist immer wieder ihr Thema. Was Iris Wolff auch kann, ohne dass es im geringsten stört: den Erzählfluss unterbrechen, poetologische Reflexionen einschalten, Fragen erörtern wie die nach dem Funktionieren von Gedächtnis. Vor allem aber kann sie zaubern, durch traumsichere, taghelle Sprachmagie bezaubern. Am Ende wird nicht alles gut, aber es geht weiter. Immer weiter. Iris Wolff führt uns vor, was Literatur, die ihren Namen verdient, heute sein kann. ||

KLAUS HÜBNER

DOROTHEE ELMIGER: AUS DER ZUCKERFABRIK
Hanser Verlag, 2020 | 272 Seiten | 23 Euro

IRIS WOLFF: DIE UNSCHÄRFE DER WELT
Klett-Cotta, 2020 | 215 Seiten | 20 Euro



Stolpersteine vor dem Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst an der Gabelsbergerstraße in München | © SMÄK/Arnulf Schlüter

Stolpersteine vor dem Ägyptischen Museum

Ziviler Ungehorsam im Zeichen der Archäologie.

CHRISTIANE PFAU

Die goldfarbenen Gedenksteine im Bürgersteig stellen sich dem Vergessen in den Weg. Während sie in vielen deutschen Städten an die von den Nationalsozialisten ermordeten und vertriebenen Bürgerinnen und Bürger erinnern, sind sie in München höchst umstritten. Weil Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, der Meinung ist, man träte damit – respektlos – die Opfer erneut mit Füßen, die »mit Pomp inszenierte Verlegung der Stolpersteine« sei »ohne Nachhaltigkeit« und bereichere »nicht das kollektive Bewusstsein«, hat der Stadtrat die Verlegung der glänzenden Blickfänger auf städtischem Boden untersagt. Man kann auch anderer Meinung sein, wie Sylvia Schoske, Direktorin des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst. Sie hat sich unverdrossen über die Direktiven der Stadtverwaltung hinweggesetzt und drei Steine vor dem Eingang zum Museum an der Gabelsbergerstraße, in Sichtweite der Nazi-Bauten am Königsplatz, einbetten lassen. Auf dem Grundstück, auf dem das 2013 dort eröffnete Museum und die Hochschule für Fernsehen und Film stehen, wollten die Nazis ein gigantisches, 180 Meter langes Kanzleigebäude für die NSDAP errichten. Um dafür

Platz zu schaffen, mussten Bürgerhäuser abgerissen werden. Und ihre Bewohner wurden aus den Häusern vertrieben. Ernst Darmstädter wohnte an der Arcisstraße 28, arbeitete in München als Chemiker und gab medizinhistorische Schriften heraus. Er beging 1938 Selbstmord. Laura Dobriner lebte mit zwei Söhnen und ihrer Schwester Henriette Drey an der Arcisstraße 32. Die Schwestern wurden im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet. Durch die drei Steine vor dem Museum wird man aufmerksam: auf die Namen der Ermordeten. Und man fragt sich, welche Geschichten sich hinter den Gravuren verbergen. Diese erfährt man im Foyer des Museums.

Dass Sylvia Schoske sich über das Verbot, auf öffentlichem Boden Stolpersteine zu verlegen, hinweggesetzt hat, verdient höchsten Respekt. Gewiss geht es hier nicht um Provokation. Archäologen schauen berufsbedingt mit größter Achtsamkeit auf den Boden. Dasselbe machen Menschen, die an den Stolpersteinen vorbeigehen. Wer sollte etwas dagegen haben, dass Passanten den Kopf neigen, um die Inschriften im Boden zu lesen? Mit der Verlegung der Steine, die zusammen mit dem

Künstler Gunter Demnig und der Initiative Stolpersteine für München e.V. zustande kam, macht das Ägyptische Museum die Spuren der NS-Zeit deutlich. Ernst Grube, Landessprecher der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN-BdA), sagte 2015 im Zuge der heftigen Diskussionen über die Verlegung von Stolpersteinen in München: »Die Opfer, die hier einst gelebt haben, existieren im Stadtgedächtnis nicht. Die Stolpersteine setzen dort an, wo die Opfer zuletzt freiwillig gelebt haben. Die heutigen Bewohner setzen sich mit der Geschichte auseinander, die Verlegungen regen zur Kontaktaufnahme an, schaffen Nachbarschaft. Die Steine, so klein sie sind, liefern Denkanstöße. Mehr müssen sie auch gar nicht. Das Verbrechen wird in der Öffentlichkeit markiert, so, dass konkret und unübersehbar wird, was geschehen ist und was nie mehr geschehen darf. Und jeder Bürger kann dazu beitragen. Ich kenne keine andere Erinnerungsform, mit der das viel beschworene »Nie wieder!« tiefer in das individuelle und öffentliche Gedächtnis dringen kann.« Es wäre schön, wenn weitere Münchner und Münchnerinnen dem Beispiel von Sylvia Schoske folgen. ||

Nach Migrationsdrama (»Der Albaner«) und Globalisierungsgroteske (»Zeit der Kannibalen«) rüttelt Johannes Naber nun mit der bitterbösen Politsatire »Curveball – Wir machen Wahrheit« wach.

»Objektive Wahrheit existiert nicht«



Dar Salim (links) und Sebastian Blomberg in Johannes Nabers Spionagethriller »Curveball«. Den Namen des Regisseurs sollten sich Fans deutscher Filme merken | © Sten Mende

THOMAS LASSONCZYK

Johannes Naber, das ist ein Name, den man sich in der deutschen Kinolandschaft einprägen sollte. Mit nur wenigen Filmen hat der 1971 in Baden-Baden geborene und an der Filmakademie Baden-Württemberg ausgebildete Regisseur unter Beweis gestellt, wie man hochaktuelle Themen in spannend-unterhaltsamer Form für die Leinwand aufbereitet.

Schon in seinem Regiedebüt »Der Albaner« (2010) griff er die brisante Problematik Migration auf und wurde für sein akribisch recherchiertes Drama prompt mit dem Max-Ophüls-Preis und einigen weiteren Auszeichnungen geehrt. 2014 folgte »Zeit der Kannibalen«, in dem er mit den skrupellosen Machenschaften weltweit operierender Unternehmensberater hart ins Gericht geht. Auch hier ließen Meriten nicht lange auf sich warten. Der deutsche Filmkritikerverband kürte seine messerscharf beobachtete Groteske zum besten deutschen Film des Jahres, zudem gab es unter anderem den Deutschen Filmpreis in Bronze.

Wenn man wie Naber mehrere Jahre in die Vorbereitungszeit eines Projekts investiert, stellt sich irgendwann die existenzielle Frage, wie man – rein wirtschaftlich gesehen – über die Runden kommt. »Das ist gar nicht so einfach«, wie der Regisseur, der meist auch als Autor seiner Werke fungiert, offen und ehrlich zugibt: »Ich mache im Schnitt alle drei Jahre einen Film. Für die letzten beiden habe ich eine Regiegage von 100.000 Euro bekommen. Das muss dann jeweils für drei Jahre reichen. Dann kommt natürlich hier und da noch etwas dazu. Eine Tantieme hier, ein Lehrauftrag dort sowie verschiedene VG-Wort-Erlöse.« Da auch das noch nicht wirklich reicht, kommt Naber nicht umhin, für andere zu schreiben: »Gerade sitze ich an dem Re-Write für eine Serie.« Und weiter: »Meine Prämisse war immer, möglichst wenig Verantwortlichkeiten anzuhäufen, um frei zu sein für das, was ich in meiner Arbeit mache. Das hat sich allerdings, seit ich Familie habe – ich bin Vater einer zweijährigen Tochter – ein wenig relativiert.« Dies ist jedoch seinem aktuellen Film in keiner Weise anzumerken.

Auch für »Curveball – Wir machen die Wahrheit« hat sich Naber zusammen mit Co-Autor Oliver Keidel regelrecht in die Materie verbissen. Heraus kam eine bitterböse Politsatire mit hochdramatischen Zwischentönen. Zentrale Figur der Geschichte ist der BND-Biowaffenexperte Wolf (Sebastian Blomberg, der bereits in »Zeit der Kannibalen« in der Hauptrolle brillierte). Dieser ist sich sicher, dass der Irak trotz Verbots nach wie vor biochemische Waffen produziert. Doch als Wolf erkennt, dass sein Informant, der den Decknamen »Curveball«

trägt, sich immer mehr in Lügen und Widersprüche verstrickt, ist es zu spät. Denn der CIA sucht schon seit Langem nach einem Grund, die Anschläge des 11. September zu vergelten. Und in Saddam Hussein ist der ideale Sündenbock und die Rechtfertigung gefunden, einen Krieg gegen den Irak anzuzetteln. Und die deutsche Bundesregierung, die sehr wohl darüber informiert ist, dass Hussein keinesfalls Anthrax-Viren herstellt oder hergestellt hat, sieht tatenlos zu.

Johannes Naber erzählt in »Curveball« nichts Neues, in einer Presstextzeile heißt es: »So unglaublich die Geschichte klingen mag: Sie ist wahr. Leider.« Und auch wenn Naber hier einige ranghohe Politiker wie den amtierenden Bundespräsidenten nicht gerade mit Samthandschuhen anfasst, so macht er doch eindeutig klar: »Es war nicht mein Ziel, Herrn Steinmeier an den Karren zu pissen, auch wenn die Tafel, die am Schluss meines Films auftaucht, diese Vermutung zulassen könnte. Ich wollte damit vielmehr klarmachen, dass diese Geschichte bei uns keinerlei Konsequenzen hatte, dass niemand auf die Fragen, die sich da stellen, jemals eine Antwort geben musste. Und das wird eben an einer Figur wie Frank-Walter Steinmeier besonders deutlich. Aber wenn ich tatsächlich auf jemanden einen Brass habe, dann eher auf Joschka Fischer und Gerhard Schröder.« Wenn man den Mut hat, so ein heißes Eisen anzufassen, dann läuft man zwangsläufig Gefahr, sich die Finger dabei zu verbrennen. Doch Johannes Naber hat von Anfang an mit offenen Karten gespielt und gemeinsam mit Co-Autor Keidel stets betont: »Wenn uns jemand beobachten, abhören oder bespitzeln will, dann bitteschön. Vorsichtsmaßnahmen haben wir nicht ergriffen. Es ist ja nicht so, dass wir hier Staatsgeheimnisse aufdecken. Wir haben lediglich die Puzzleteile zusammengesetzt, die sowieso schon der Öffentlichkeit bekannt waren.«

Ähnlich wie »Zeit der Kannibalen« ist auch »Curveball« als giftige Groteske angelegt, die immer wieder Lacher provoziert, die indes ob des skandalösen Inhalts des Gezeigten ein ums andere Mal im Halse stecken bleiben. Verstärkt wird dies durch die Tatsache, dass es sich hier um in Spielfilmform aufbereitete Fakten handelt. Dabei kommt dem Untertitel des Werks »Wir machen die Wahrheit« eine immense Bedeutung zu und regt zu einer Diskussion über die Definition des Wahrheitsbegriffs an. Naber hat sich lange mit dieser Problematik beschäftigt und ist für sich selbst zu folgendem Entschluss gekommen: »Tatsächlich glaube ich, dass eine objektive Wahrheit, wie man sie sich wünschen würde, nicht existiert. Es gibt nur die subjektive

Wahrheit jedes Einzelnen. Und die große Aufgabe einer Gesellschaft besteht darin, daraus einen Wahrheitskonsens zu bilden, einen Korridor, der für möglichst viele akzeptabel ist. Man muss für die Wahrheit kämpfen, um die Wahrheit ringen. Dabei darf man sich aber nicht der Illusion hingeben, man käme irgendwann ans Ziel. Objektive Wahrheit – das ist eine Form der kommunikativen Perfektion, die wir nie erreichen werden.«

Obwohl die Ereignisse, die in »Curveball« im Fokus stehen, schon rund zwei Dekaden zurückliegen, zeigten sie doch schon damals, dass sich die Welt in eine bestimmte Richtung drehen wird, siehe Trump, siehe Corona. Nicht zuletzt ist Naber deshalb der Meinung, »dass die Lügen um den Irakkrieg ein entscheidender Schritt in diese Richtung waren. Damals ist die Suche nach dem gemeinsamen Wahrheitskonsens brüchig geworden. Und es gibt Menschen, man mag sie Populisten nennen, die aus dieser Brüchigkeit ganz bewusst Profit schlagen. Das erfüllt mich mit großer Sorge, und diese allgemeine Tendenz zeichnete sich bereits ab, als wir noch an dem Stoff gearbeitet haben.«

»Curveball« ist ein Film, der wachrüttelt, der den Finger in die Wunde legt und sich nicht scheut, unangenehme Dinge an- und auszusprechen. Getragen wird dieses mal absurde, mal surreale und zugleich verstörende Schauspiel von großartigen Darstellern, unter denen neben Blomberg insbesondere Thorsten Merten als BND-Boss Schatz und Michael Wittenborn als Verbindungsoffizier Retzlaff herausragen. Jetzt kommt der Film endlich auf die große Leinwand. Und Naber ist sich bewusst: »Dies ist eine schreckliche Zeit für das Kino. Es ist eine schreckliche Zeit für viele Dinge. Ich möchte aber meine individuellen Probleme, die sich durch Covid ergeben, nicht größer machen als diejenigen, unter denen viele Menschen auf ganz anderen Ebenen leiden und kämpfen. Da müssen wir gemeinsam durch. Für mich ist es jetzt wichtig, den Kinos Programm zu geben. Denn wenn das Kino momentan nicht so genutzt wird, hat das nicht nur mit Covid zu tun, sondern auch mit der Angst der Verleiher, ihre Filme zu starten. Wenn wir Kino auch in Zukunft in der uns bekannten Form haben wollen, dann müssen wir jetzt Filme herausbringen.« ||

CURVEBALL – WIR MACHEN WAHRHEIT

Deutschland 2020 | Regie: Johannes Naber | Mit: Sebastian Blomberg, Dar Salim, Virginia Kull | Länge: 108 Minuten
Kinostart: 3. Dezember



Filmideen für die Welt

In diesem Jahr von zu Hause aus: Das Filmschoolfest 39½ zeigt Filme aus aller Welt für alle Welt.



Stills aus den Filmschoolfest-Beiträgen »Gold Plated« (oben links), »Faces« und »Living It Up« (unten). Diese Ausgabe des Filmschoolfests wird ausschließlich online zu sehen sein | © Filmschoolfest (3)

MATTHIAS PFEIFFER

Und auch sie gehen online! In weiser Voraussicht hat sich nun auch das Filmschoolfest entschieden, in digitale Sphären abzuwandern. Man braucht es gar nicht zu leugnen: Der Beigeschmack ist bitter. Wieder kein Festivalfeeling, wieder kein Leinwanderlebnis, wieder kein direkter Austausch mit anderen Filmbegeisterten. Doch in diesem Fall macht die Entscheidung nicht nur aus Sicht der Pandemieplanung Sinn. In Zusammenarbeit mit dem Streamingportal Pantaflix machen die Veranstalter die vierzigste Jubiläumsausgabe unter dem Titel »Filmschoolfest 39½« für die ganze Welt verfügbar.

Davon profitieren ganz klar die jungen Regisseure und Regisseurinnen, die ihre Beiträge in diesem Jahr aus insgesamt 21 Ländern eingereicht haben. Eine bessere Möglichkeit, ein großes Publikum mit der eigenen Abschlussarbeit zu erreichen, gibt es wohl kaum, zumal in diesen schwierigen Zeiten. Ansonsten hat sich in diesem Jahr nicht allzu viel geändert. Fünfzig Filme werden gezeigt, von der Jury aus 242 Einreichungen ausgewählt. Zu dieser zählen in diesem Jahr unter anderem der brasilianische Filmemacher Peter Azen und die russische Kritikerin Ksenia Reutova. Wieder werden in den Kategorien Spiel-, Dokumentar-, Animations- und Experimentalfilm Preisgelder von insgesamt 35.000 Euro verliehen. Auch die HFF-Specials für Produktionen der Hochschule für Fernsehen

und Film in München sowie der Sonderwettbewerb »Climate Clips Award« finden wie immer statt. Und dieses Mal kann sich das Publikum sogar drei Tage länger in die Film- auswahl vertiefen (12. bis 22. November).

Diese Zeit sollte man nutzen. Auch 2020 wird wieder die ganze inhaltliche und stilistische Palette abgedeckt, die man vom Filmschoolfest kennt. Egal, ob experimentell oder dokumentarisch, ernst oder lustig, privat oder politisch – der Blick geht in alle erdenklichen Richtungen. Auch in abstruse: Da spielt schon mal eine Socke bei der Wiener Staatskapelle vor, wie in »Das beste Orchester der Welt« von Henning Backhaus, oder die große Dame des Filmschnitts Anne V. Coates kommt mit den Figuren aus ihren Arbeiten ins Gespräch (»Art of the Cut« von Alessandra Carlino). Neben diesen sympathischen Ausflügen in die Fantasie steht natürlich auch der Blick auf die realen Probleme dieser Zeit. Ein herausragendes Beispiel dafür ist der belgische Beitrag »Faces« von Paul Vincent De Lestrade. In einer Mischung aus kühler Dokumentation und ätherischem Essay betrachtet er kritisch moderne Schönheitsideale. Er interviewt verschiedene Frauen aus China, die sich plastischer Chirurgie unterzogen haben, ohne dabei entblößend oder anklagend zu werden. Auch aus Belgien stammt der Kurzfilm »Gold Plated« von Chloé Léonil. Aus der Sicht einer Teenagerin erfährt man hier, wie peinigend

Klassenunterschiede sein können, wobei einseitige Anklagen geschickt vermieden werden.

An »Gold Plated« fällt aber auch auf, welches Potenzial in den FilmemacherInnen schlummert. Es fällt nicht schwer, sich viele Beiträge als den Vorgeschmack auf einen abendfüllenden Spielfilm vorzustellen. Dazu zählt auch der Schweizer Film »L'homme Jetée« von Loïc Hobi. In trister Hafenkulisse begleitet man einen jungen Mann, der eingekleidet zwischen stupider Maskulinität und unterdrückter Homosexualität nach Zärtlichkeit und Zukunft sucht. Die iranische Arbeit »The Other« (R: Ako Zandkarimi und Saman Hosseinpur) zeigt einen Mann, der nach dem Tod seiner Frau vom Verdacht befallen wird, von ihr betrogen worden zu sein. Mit nur wenigen Mitteln schafft es das Regieduo, das seelische Loch und den anschwellenden Hass seines Protagonisten zu zeigen, wie es auch erprobte Arthaus-Spezialisten vermögen. Das ist um so erstaunlicher, da in »The Other« kein einziges Wort fällt.

Der Chinese Hanxiong Bo nähert sich in »Drifting« der Einkindpolitik seines Landes, geht dabei aber noch einige Schritte weiter. Da die Hauptfigur als Mädchen aufgezogen wurde, um sie vor den Behörden als die ältere, versteckte Schwester ausgeben zu können, steht sie nun im Konflikt mit transsexuellen Neigungen und den Erwartungen der Eltern. Die Thematik ist aus westlicher Sicht zunächst schwer zu durchschauen. Die Atmosphäre, die hier jedoch geschaffen wird, zieht das Publikum so sehr in ihren Bann, dass man sich für 20 Minuten nicht mehr lösen kann und eher enttäuscht über das verfrühte Ende ist.

Humorvoller und in einer fast schon kaurismäkiartigen Lakonie präsentiert Yaroslav Lebedev seine Arbeit »Living It Up«. Ein russischer Arbeiter und seine Freunde gönnen sich mit erschlichenem Geld einen »ausgelassenen« Abend, der im Endeffekt nur leer ist und in comicartiger Gewalt endet.

Das alles zeigt, dass es sich auch vom heimischen Bildschirm aus lohnt, am Filmschoolfest teilzunehmen. Hochwertige Filmkunst funktioniert überall, so sehr auch das Festivalherz zurückstecken muss. Und wie die Figuren aus »Living It Up« am Ende beschließen: »Nächstes Jahr wieder«. Dann hoffentlich für das Münchner Publikum wieder mit Leinwand, Kinossessel und anschließenden Diskussionen. ||

FILMSCHOOLFEST MUNICH 39½
12.–22. November | Ausschließlich online
Infos zum Programm und Streamingmöglichkeit unter: www.filmschoolfest-munich.de

Sich achten und lieben

»Rosas Hochzeit« zeigt, wo der Anfang vom Glück liegt.

CHRISTIANE PFAU

Rosa rennt. Die ersten Filminuten durchquert sie eine Stadt, in einem Lauf mit vielen anderen, angefeuert von Bekannten, Freunden und Passanten, sie rennt und rennt, übers Ziel hinaus und weiter, hinaus aus dem Ort, aufs Land, über Felder und Brachen, bis sie mit dem Gesicht voraus einfach umkippt.

Aus diesem Traum erwacht sie schweißgebadet in der Filmschneiderei, in der sie im Akkord Ausstattungen näht. Rosa, 45 Jahre alt, ist die Frau für alle Fälle: Sie übernimmt Dienste für ihre Kolleginnen, passt auf die Katze ihrer Freundin auf, gießt die Pflanzen der Nachbarn, hütet ihre Neffen, und dann will auch noch ihr schnarchender Vater bei ihr einziehen. Ihr Leben ist ein einziger Marathon. Bis es plötzlich reicht. Bei der Anprobe für eine Filmszene kleidet sie die Filmbräut ein, die währenddessen ihren Text, das Eheversprechen, wiederholt. Der Passus »... dich achten und lieben bis ans Ende aller Tage« ist der Auslöser für einige folgenreiche Entscheidungen, die Rosa (Candela Peña), für die Menschen in ihrer Umgebung völlig unerwartet, trifft. Sie kündigt ihren Job und beschließt, die Schneiderei ihrer Mutter in einer Kleinstadt am Meer neu aufzubauen. Und sie lädt ihre Familie ein, weil sie heiraten will. Rosas Hochzeit ist aber ganz anders als alle Hochzeiten, die ihre Verwandten – und die Zuschauer – wohl jemals erlebt haben.

Mehr soll nicht verraten werden, außer: Regisseurin Iciar Bollain erzählt liebevoll und ohne falsches Pathos eine Geschichte von Selbstachtung, von der Verantwortung sich selbst gegenüber und von der Kunst, Nein zu sagen. Rosa durchbricht die familiäre Tradition des Unglücks und bereitet so nicht nur ihren eigenen Weg in die Freiheit. Ihre Hochzeitsankündigung löst ein Riesendurcheinander aus, doch dann wird alles so, wie sie und niemand anders es will – und es wird gut.

Candela Peña spielt die Rosa mit fantastischem Gleichmut, zielsicher, dabei entspannt, glaubwürdig und unwirrend sympathisch. Nicht nur die entschiedene Handbewegung, mit der sie am Schluss die Hochzeitstorte entschmückt, macht den Film absolut sehenswert. ||

ROSAS HOCHZEIT

Spanien, 2019 | Regie: Iciar Bollain, Buch: Iciar Bollain & Alicia Luna | Mit: Candela Peña, Sergi López, Nathalie Poza, Paula Usero u. a. 97 Minuten | **Kinostart: 3. Dezember**



Rosa (Candela Peña) wagt einige kühne Schritte
© Piffi Medien GmbH

Anzeige

scope		
Montag 14. Dezember 2020 20:00 Uhr	Dienstag 15. Dezember 2020 20:00 Uhr	Donnerstag 17. Dezember bis Sonntag 20. Dezember 2020
DUO2KW extension! #5	Dell Lillinger Westergaard GRAMMAR II	The Ninth Wave Ode To Nature
Klaus-Peter Werani (Viola)	DWL verschiebt die Grenzen experimenteller Musik	Noise Art, Musik, Tanz und Film Über die Schönheit der Natur und der Tragödie des Menschen in ihr. Tauffest von Ludwig van mit Noise Art, Musik, Tanz und Film
Kai Wangler (Akkordeon)		
scope Spielraum für aktuelle Musik Dachauer Str. 116 München www.schwerereiter.de		

Lust am Staunen

Werner Herzog kehrt mit einem Dokumentarfilm über Meteoriten zurück und zeigt deren Einfluss auf die menschliche Vorstellungskraft.



Ob in der Wüste oder im ewigen Eis, Filmlegende Werner Herzog begibt sich an die Orte großer und kleiner Meteoriteneinschläge. Er begegnet dabei Berufsträumern und sympathischen Nerds
© Applet TV+ (2)

SIMON HAUCK

Schon in den ersten fünf Minuten seines neuesten Dokumentarfilmabenteuers »Fireball: Visitors From Darker Worlds« präsentiert der weltberühmte Autorenfilmer den ersten von wieder einmal vielen Oha-Momenten: Was zeigen diese umwerfenden Dashcam-Einstellungen, die 2013 auf einem Autobahnabschnitt im sibirischen Tscheljabinsk aufgenommen wurden? Welche Meteoritenart ist das, was wie eine kurze Szene aus einem apokalyptischen Sci-Fi-Szenario aussieht?

Das Ganze wird selbstredend episch und mit einer flotten Mixtur aus Ernsthaftigkeit, Humor und Selbstironie erzählt, wie sich das im Herzog'schen Alterswerk seit »The Wild Blue Yonder« (2005) weiter manifestiert. Auch

später noch in dieser ebenso faszinierenden wie typischen Meteoritenschau voller »ekstatischer Wahrheiten«, schreckt der bayerische Hollywood-Export nicht davor zurück, sich kurzes Szenenmaterial aus Mimi Leders allenfalls durchschnittlichem US-Katastrophenfilm »Deep Impact« (1998) einzuverleiben, den aber immerhin sein früherer Stammkameramann Dietrich Lohmann als dessen letzte Kinoarbeit fotografiert hatte, womit sich ein weiterer versteckter Kreis in Herzogs Œuvre schließt.

Zusammen mit dem Vulkanologen Clive Oppenheimer, den er bei seinen oscar-nominierten »Begegnungen am Ende der Welt« kennengelernt und für die sagenhaft gute

Netflix-Produktion »Into the Inferno« erstmals als Co-Regisseur und Rechercheur gewonnen hatte, reist Herzog in der Prä-Coronapandemie-Welt ein weiteres Mal um den Globus. Dieses Mal zu Kraterlandschaften, kosmischen Artefakten, wissenschaftlich fundierten Berufsträumern mit Nobelpreisen wie zu sympathischen Nerds, ehe sie am Ende sogar in der Papstresidenz Castel Gandolfo bei Bruder Guy Consolmagno landen: Der empfiehlt Beten gegen Meteoriteneinschläge und kennt sich trotzdem in der nicht immer leicht verständlichen Fachmaterie bestens aus. Das ist in der Summe sicherlich nicht Herzogs bester (Dokumentar-)Film. Dennoch ist Werner Herzog erneut eine kleine feine Produktion

gelingen, die in heterogener Weise und ohne didaktischen Zeigefinger der Lust am Staunen, Fabulieren und Wissenwollen mit kurzweiliger Feuersbrunst frönt: fantastisches Drohnen- und Hubschrauberflug-Finale im ewigen Eis inklusive. ||

FIREBALL: VISITORS FROM DARKER WORLDS

Dokumentarfilm | Regie: Werner Herzog
97 Minuten | **Ab 13. November auf Apple TV+**

Profession: Kinorevoluzzer

Bert Rebhandl widmet dem Filmrevolutionär Jean-Luc Godard einen Liebesbrief in Buchform.



Am 3. Dezember wird Jean-Luc Godard, der »Partisan der Bilder« (Bert Rebhandl), 90 Jahre alt. Kaum zu glauben angesichts der Fülle und Vielschichtigkeit seines fulminanten Alterswerks, das 2018 mit »Bildbuch« sowie einer Spezialauszeichnung in Cannes seinen bisherigen Höhepunkt erreichte.

Dabei hatte der »permanente Revolutionär« wie ihn Bert Rebhandl (oder der Verlag) schon im Untertitel dieser höchst lesenswerten Biografie bezeichnet, einst als Filmkritiker unter dem Pseudonym Hans Lucas begonnen, ehe er wie viele seiner Ex-Nouvelle-Vague-Kollegen als »Auteur« selbst zur Kamera griff. Dabei gelang dem seit Jahrzehnten in Rolle am Genfer See lebenden »Bilderstürmer« und »bewussten Kinozerstörer« (Susan Sontag) bereits mit seinem ersten Langfilm »Außer Atem« ein kinematografischer Paukenschlag, mit dem er die Grammatik des Films zum ersten und beileibe nicht zum letzten Mal irreversibel veränderte: der Einsatz von Jump Cuts und inszenatorischen Regelverstößen, die Huldigung Hollywoodscher B-Movie-Konventionen sowie der offen zur Schau gestellte Artefaktcharakter des Mediums prägten Generationen von Filmemachern. Besonderes Augenmerk legt der österreichische Filmpublizist (»Orson Welles«/»Der dritte Mann«) in seiner sehr persönlichen Godard-Lesart auf die in der Filmliteratur sowie in Kinematheken oft geschmähten Jahre als politisch-konzeptioneller Kopf der »Groupe Dziga Vertov« sowie auf sein ebenso brillantes wie schwer zugängliches Spätwerk, das in den 1990ern mit »Nouvelle Vague« und den multiperspektivischen »L'histoire(s) du cinéma« begann und 2014 mit »Adieu au langage« in 3-D nochmals ein spätes Meisterwerk hervorbrachte.

Von Murnau und Rossellini über Rilke und Schopenhauer, über Pop-Art und Comicstrips bis hin zu Zwölftonmusik und amerikanischen B-Movie-Zitaten reichen die endlosen Assoziationsketten in Godards imposantem Œuvre, das obendrein die neuesten Aufnahmetechniken stets ausdrücklich inkludiert. Weitgehend chronologisch, gut recherchiert und mit dem nötigen Zeitkolorit zeichnet Rebhandl die künstlerische wie persönliche Genese von »JLG«, wie Godard in cinephilen Kreisen bis heute ehrfurchtsvoll genannt wird, sehr flüssig nach. Mit diesem 286-seitigen Liebesbrief voller Ecken und Kanten gratuliert er dem nimmermüden König der Reizüberflutung auf gebührende Weise und weckt zugleich die Lust, sich gerade mit dem mittleren Schaffen Godards von 1973 bis Mitte der 1980er Jahre von Neuem zu beschäftigen. Denn schon Friedrich Schlegel, einer der geistigen Mentoren Godards, wusste: »Nur das Unvollendete kann begriffen werden.« || sh

BERT REBHANDL: JEAN-LUC GODARD
Zsolnay, 2020 | 286 Seiten | 25 Euro

Anzeige

SCHOKOLADE MACHT GLÜCKLICH.

MUSIK MACHT GLÜCKLICHER.

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Ab 9,40 € ins Konzert – für alle unter 30!

mphil.de spielfeld-klassik.de

oben: Vater und Sohn: Willis (Sverrir Guðnason) und der junge John (Grady McKenzie)
 unten: Das Verhältnis zwischen Vater Willis (Lance Henriksen) und Sohn John (Viggo Mortensen) bleibt im Alter angespannt
 © 2020 PROKINO Filmverleih GmbH



Generationenwechsel

Viggo Mortensen setzt sich in seinem Regiedebüt mit dem Thema Demenz auseinander.

SOFIA GLASL

Er habe seine Brille im Flugzeug liegen lassen, die brauche er aber. Willis Petersen ist gereizt, der Flug nach Kalifornien war anstrengend. Der alte Mann sitzt in einem Service-Rollstuhl und ist mit der Gesamtsituation unzufrieden. Um eine Szene zu vermeiden, geht Sohn John los, um die Brille zu holen. Er solle sich nicht vom Platz rühren, ermahnt er den Vater. Natürlich verschwindet dieser mit Sack und Pack. »Bitte lassen Sie Ihr Gepäck nie unbeaufsichtigt«, tönt es aus den Lautsprechern in der Ankunftshalle.

Dass John und Willis emotionales Gepäck mit sich herumtragen, ist deutlich. Willis soll von der abgelegenen Familienfarm näher zu John und seiner Schwester Sarah ziehen, weil er die Arbeit auf dem Hof nicht mehr schafft und immer wieder

Gedächtnisaussetzer hat. Die Stimmung in der Familie ist, gelinde gesagt, angespannt. John und sein Ehemann Eric tun alles, um Willis bei Laune zu halten.

In seinem Regiedebüt »Falling« erkundet der Schauspieler Viggo Mortensen diese von Enttäuschung und gegenseitigen Kränkungen geprägte Familiengeschichte – für Mortensen ein persönliches Projekt, denn auch sein eigener Vater litt an Demenz. Er selbst schrieb nicht nur das Drehbuch und führte Regie, sondern spielt im Film auch John. Willis' Demenzerkrankung steht dabei nicht im Mittelpunkt, sondern funktioniert wie ein Katalysator, der bereits gelegte Schmelzbrände anfacht und zu einem großen Feuer entfesselt. Der Vater wollte einen richtigen Mann aus dem Jungen machen und hat nie verwunden, dass dieser homosexuell ist. Er selbst hat seit jeher die Familie mit seinen Wutausbrüchen tyrannisiert.

Viggo Mortensen verlässt sich in seinem Drehbuch auf bewährte Erzählmuster, ein wenig erinnert der Film an Paul Danos tieftrauriges Familienporträt »Wildlife« nach dem Roman von Richard Ford. Doch auch in diesen klassischen Strukturen gelingt es ihm einfühlsam, Willis' Gedächtnisaussetzer und sowohl Johns als auch Sarahs schmerzliche Erinnerungen an das frühe Familienleben miteinander zu verzahnen: geistesblitzartig wird Willis von Erinnerungen an das Familienleben auf der Farm, die Scheidung von Mutter Gwen und die erneute Ehe mit Jill heimgesucht. Gegenwart und verschiedene Versionen der Vergangenheit verschwimmen miteinander und erzeugen eine Ahnung von der Welle aus Verwirrung, Wut und Hilflosigkeit, die über die Familie schwappt. Hier ist schon lange nicht mehr klar, wo die Demenz des Vaters anfängt und der Groll über das misslungene Familienleben anfängt. Der heimliche Star dieses Films ist daher Lance Henriksen, der aus dem alten Unsympathen Willis zwischen düster-diabolischen Tiraden gegen Johns Homosexualität und melancholischen Erinnerungen an seine Ehefrauen eine vielschichtige und tragische Figur macht. An Willis ist zugleich auch ein Generationenwechsel ablesbar, der weiter weg scheint, als er eigentlich ist: Die liberale Lebensweise, die John und seine Familie verkörpern, ist weniger selbstverständlich, als man es sich wünscht, und muss bisweilen auch gegen den engsten Kreis verteidigt werden. ||

FALLING
 DK/UK/Kanada 2020 | Drehbuch und Regie: Viggo Mortensen
 Mit: Viggo Mortensen, Lance Henriksen, Laura Linney, Sverrir Guðnason | 112 Minuten | **Kinostart: 3. Dezember**

Konventionell, doch revolutionär



Sundance-Preisträgerin Radha Blank (links) in ihrem New-York-Film »Mein 40-jähriges Ich« | © Netflix

Radha Blanks »Mein 40-jähriges Ich« zeigt ein geschicktes Spiel mit filmischen Normen.

Das Mindesthaltbarkeitsdatum von Träumen ist nicht nur in Hollywood schnell abgelaufen. Diese Erfahrung hat die Dramatikerin Radha Blank unlängst machen müssen – als afro-amerikanische Frau Anfang vierzig war ihr Status als vielversprechendes Talent in der New Yorker Theaterszene langsam ausgereizt und ihre Karriere immer noch nicht recht angelaufen, Drehbuchengagements für die Musik-Soap »Empire« und drei Folgen für »Nola Darling«, die Serienadaption von Spike Lees »She's Gotta Have It«, einmal ausgenommen. Vermutlich wäre dieser Stillstand außerhalb ihrer Bubble unbemerkt geblieben, hätte Blank nicht einen Film über ihre Situation gemacht – und damit den Regiepreis auf dem diesjährigen Sundance-Festival gewonnen.

Mit einem Schlag ist Radha Blank nun zum Star der Indieszene geworden. Sie hat ihren Film »Mein 40-jähriges Ich« selbst geschrieben, finanziert, Regie geführt und spielt obendrein die Hauptrolle. Ihre jüngste Arbeit ist eine überspitzte Autofiktion und kommt als klassischer New-York-Film und Künstlerporträt daher: Blanks Alter Ego versucht, eine eigene Stimme in der von Weißen geprägten Theaterwelt zu etablieren, erfindet sich als Rapperin neu und muss sich dabei sowohl gegen rassistische Anfeindungen als auch sexistische Ressentiments behaupten. Die Story erinnert an die frühen Filme von Spike Lee, die Ästhetik an die auf grobkörnigem Schwarz-Weiß-Material gefilmten Slackerfilme der 1990er-Jahre, die sich gegen das eingefahrene kapitalistische System stellten. Dass Radha Blanks Film nun gut 30 Jahre später genauso aktuell ist wie die Werke, auf die sie sich bezieht, sagt viel über den Zustand der amerikanischen Gesellschaft im Allgemeinen – #blacklivesmatter und #metoo schwingen hier immer mit –, aber auch über die Kulturindustrie im Besonderen, denn dass hier das Können und das Herzblut der Einzelnen eben einer Industrie gegenüberstehen, macht Blank deutlich. Sie stellt sich aktiv gegen »poverty porn«, also das Ausschlachten von Minderheiten, um die eigene Aufgeklärtheit und Wohltätigkeit zu demonstrieren. Ihr filmisches Ich geht deshalb auch einem Theaterproduzenten wortwörtlich an die Gurgel, als er ihr statt einer eigenen Produktion anbietet, sie möge doch ein Musical über Harriet Tubman, die Frontfrau der Underground Railroad, schreiben. Die Stereotypisierungen sind eben keine alte Leier, sondern gerade in ihrer Beharrlichkeit das Problem.

Dass Blanks Film nun in seinem recht konventionellen Kleid dennoch geradezu revolutionär ist, liegt daran, dass sie sich nur formal an die gültigen Normen des Filmemachens hält, sich jedoch nach ihren eigenen Regeln neu erfindet – ob als Rapperin RadhaMUSPrime, die über die Probleme einer Mittvierzigerin singt statt über »bitches«, oder als Filmemacherin, die nicht mehr vor weißen Mäzenen kuschelt und nicht trotzdem Erfolg hat, sondern gerade deshalb. || **sg**

MEIN 40-JÄHRIGES ICH
 USA 2020 | Drehbuch und Regie: Radha Blank | Mit: Radha Blank, Oswin Benjamin, Peter Y. Kim | Auf Netflix verfügbar

Anzeige

GÄRTNER
PLATZ
THEATER

BE A
MERMAID
MAKE
WAVES

UNDINE
EIN TRAUMBALLET

Ballett von Karl Alfred Schreiner

ab 12.11.2020

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | gaertnerplatztheater.de

Kinder der Sucht



In seinem aufwühlenden Drama »Platzspitzbaby« nähert sich Pierre Monard der Drogensucht einer Mutter aus der Perspektive ihrer Tochter.

Luna Mwezi (links) und Sarah Spale im Schweizer Mutter-Tochter-Drama »Platzspitzbaby« | © Alpenrepublik

MATTHIAS PFEIFFER

Man will nicht glauben, dass die ersten Minuten dieses Films der Realität entsprechen. Es ist wie auf einem Festival: Unzählige Leute sitzen im Freien, reden und »feiern«. Bei der Menschenansammlung in diesem kleinen Park, dem Platzspitz, handelt es sich jedoch um eine der größten offenen Drogenszenen der Welt, direkt hinter dem Zürcher Hauptbahnhof. 1995 wurde sie aufgelöst. Hier setzt Pierre Monards »Platzspitzbaby« ein, die Geschichte der elfjährigen Mia (Luna Mwezi).

Nach der Auflösung ziehen sie und ihre heroinabhängige Mutter Sandrine (Sarah Spale) in die Schweizer Provinz. Was erst nach Rettung aussieht, wird schnell zunichte gemacht, als Sandrine in der neuen Heimat wieder Kontakt zur alten Clique aufnimmt. Das Mädchen steht nun zwischen ihrer Fantasiewelt und dem Kampf um ihre Mutter.

Mit »Platzspitzbaby« hat sich Monard des gleichnamigen Buches von Michelle Halbheer und Franziska K. Müller angenommen und damit einen der erfolgreichsten Schweizer Filme der letzten Zeit geschaffen. Einen Monat nach dem Start konnte er schon 200.000 Zuschauer verzeichnen. Lohnt es sich auch für das deutsche Publikum, sich mit einem spezifisch schweizerischen Thema auseinanderzusetzen?

Die Antwort lautet hier ganz klar: Ja! Was dieser Film zeigt, Mias Gefangenschaft zwischen den Dämonen ihrer Mutter und ihrer aufrichtigen Liebe, ihre Sehnsucht nach Geborgenheit in einem aussichtslosen Sumpf, ist eine Problematik, die über Landesgrenzen hinausgeht. Das intensive Spiel von Luna Mwezi tut sein Übriges. Zwar sind Stil und Handlungsverlauf von »Platzspitzbaby« eher konventionell, die emotionale Wucht trifft den Zuschauer nichtsdestotrotz. Jeder Rückschlag, jede aufblitzende Hoffnung fährt in Mark und Bein. Auch als sie im Freundeskreis eine Ersatzfamilie findet, kommt keine Erleichterung auf. Schon hier sind Alkohol und Drogen dabei, ein fester Lebensbestandteil zu werden. Die gesellschaftskritische Dimension des Films kommt dabei ohne moralischen Hammer aus. Es reicht schon, den Kampf von Mia und Sandrine zu sehen. Und das werden hoffentlich auch hierzulande viele Zuschauer. ||

PLATZSPITZBABY

Schweiz 2019 | Regie: Pierre Monnard | Mit: Luna Mwezi, Sarah Spale, Anouk Petri | 98 Minuten | **Kinostart: 3. Dezember**

Bunt ist das neue Schwarz



Tom Fröhlich sinniert in seinem leichtfüßigen Filmessay über gewichtige Themen.

Für den Tätowierer Gerhard Wiesbeck ist Schwarz die ehrlichste Farbe | © Film Kino Text

SOFIA GLASL

Schwarz ist ein tiefes Brummen. Zumindest wenn man eine Synästhesistin fragt, die Farben nicht nur sehen, sondern auch hören kann. Wenn ihr alles zu bunt und zu laut werde, konzentriere sie sich auf etwas Schwarzes, um sich wieder zu erden. Ein Astrophysiker hält dagegen, dass es vollkommenes Schwarz nur als theoretisches Konzept gibt, und ein Tätowierer attestiert der Farbe absolute Ehrlichkeit – ist die schwarze Tinte einmal in die Haut eingebracht, ist sie von nichts mehr zu überdecken, das wirke sich auch mental auf seine Kunden aus.

Der Filmemacher Tom Fröhlich hat sechs Menschen aus scheinbar völlig verschiedenen Kontexten dazu befragt, welche Bedeutung die Farbe Schwarz für sie hat, was das »perfekte« Schwarz wohl sei und ob es das überhaupt geben könne. Dabei herausgekommen ist ein überraschend leichtfüßiger Filmessay über gewichtige Themen, der dem verborgenen Wunsch nach Kohärenz nachhängt. Diesen sechs Perspektiven gemeinsam ist die Suche nach Antworten auf existenzielle Fragen: Die Meeresbiologin sucht auf Tiefseetauchgängen nach Möglichkeiten, die unbekanntes Zusammenhänge der Natur zu verstehen, während der Astrophysiker ähnliche Fragen ins Weltall richtet. Dass diese Suche auch immer eine Suche in einem selbst ist, wird deutlich, wenn man der Künstlerin zuhört, die den frühen Tod ihres Sohnes mit der Malerei verarbeitet hat. »Trauer ist gar nicht schwarz, die ist bunt«, sagt sie, »schwarz sind die Konturen und die geben einem Halt.«

Schwarz ist also nicht nur die Negation von Licht, nicht nur das gesammelte Unwissen und metaphorische Dunkel, sondern Ausdruck der Möglichkeit, sich selbst und die Welt besser zu verstehen. Fröhlich lässt seine Porträtierten bis zum Abspann namenlos und abstrahiert dadurch ihre Aussagen zu Überlegungen, die jeden angehen könnten. Ihre diffusen Reflexionen sind aber gerade deshalb so heilsam, weil sie keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, sondern nur kleine Lichtpunkte setzen und dazu anregen, selbst kurz über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. Vielleicht wird man dann sehen, dass sich da gar kein schwarzes Loch auftut, sondern ein Universum an Möglichkeiten und Perspektiven, das den eigenen Horizont erweitern kann, wenn man es nur lässt. ||

DAS PERFEKTE SCHWARZ

Deutschland 2020 | Drehbuch und Regie: Tom Fröhlich
75 Minuten | **Kinostart: 19. November, verschoben**

Wir sind umgezogen!

Ring in 750/- Gold

Langes & Ufer

im Ruffinihaus
Rosental 1 München Tel. 229099
www.langes-ufer.de

von Sarah Kane

4.48 PSYCHOSE

PREMIERE 01.12.2020

Metropol

metropoltheater.com

Kinnhaken, Kammerspiel und bayerische Karossen

Beständigkeit in Lockdown-Zeiten bietet das virtuelle Kino daheim. Unsere Bluray- und Streamingtipps für November.

Weißrussland 1943: Während im Inferno des »Großen Vaterländischen Krieges« die barbarischen Massaker an der Zivilbevölkerung durch Waffen-SS und Sonderkommandos unentwegt zunehmen, formiert sich in den dichten Wäldern und Morastlandschaften stetiger Widerstand. Zur gleichen Zeit gräbt Florja, den Aleksei Krawtschenko unvergesslich authentisch verkörpert, an einer Sandbucht nach Waffen und Patronen. Der pubertierende Knirps möchte sich gegen das Veto seiner Mutter für die Partisanenverbände rekrutieren lassen, auch wenn ihn diese zuerst gar nicht ernst nehmen. Dort trifft er die etwas ältere Glascha (Olga Mironowa). Beide kommen sich zögerlich näher, ehe die ersten Schüsse fallen, Fallschirmjäger abspringen und der Partisanenverslag durch deutsche Bomben in Flammen aufgeht. Was bei der anschließenden Rache- und Sühne-Odyssee in Elem Klimows zeitlosem Höllentrip »Komm und sieh« passiert, lässt sich auch 35 Jahre später schwer in Worte fassen: im Grunde kaum aushalten. Kein weiterer Spielfilm des 20. Jahrhunderts versetzt dem Betrachter einen derart unangenehmen Kinnhaken nach dem anderen. Dagegen wirken künstlerisch ambitionierte (Anti-)Kriegsfilm wie »Apocalypse Now«, »Die durch die Hölle gehen« oder »Der

schmale Grat« wie schwedische Sommerur-laube. Wer aber mit den manieristisch-synästhetischen Überwältigungsstrategien essentieller Meisterwerke des Sowjetkinos wie Tarkowskis »Iwans Kindheit« (1962) oder »Der Aufstieg« (1977) vertraut ist, wird in Klimows ebenso suggestives wie aufrüttelndes Abschiedswerk strudelhaft hineingezogen. »Gibt es ein Mittel gegen die so nachhaltig verführerische Wirkung, die vom Krieg ausgeht?«, fragte Susan Sontag in ihrem Essay »Das Leiden anderer betrachten«. Elem Klimow hat ihr mit »Komm und sieh«, der dank des Verleihs Bildstörung endlich in einer digital vorzüglich restaurierten und ungeschnittenen Fassung mit umfangreichem Bonusmaterial vorliegt, diese Frage höchst imposant beantwortet: Denn die »Liebe zum Unheil« ist dem Menschen genauso eingeschrieben »wie die Fähigkeit zum Mitleid« (Susan Sontag). ||

SIMON HAUCK

KOMM UND SIEH

Sowjetunion 1985 | Regie: Elem Klimow
Mit: Alexei Krawtschenko, Olga Mironowa, Liubomiras Laucevicius | 146 Minuten
Auf DVD und Bluray bei Bildstörung erschienen

»In diesem Fall ist eben der richtige Mann eine Frau«, verkündet der Vorstandsvorsitzende plötzlich gegenüber der charmant-resoluten Bankerin Julia Heininger (Uschi Glas) zu Beginn der Familienserie »Zwei Münchner in Hamburg«, die zwischen 1989 und 1993 als echter Straßenfeger im ZDF lief.

Der rasche Umzug weg von der Isar und direkt an die Alster fällt der feschen Abteilungsleiterin der Bayernbank München, die nun die Hamburger Filiale des Geldhauses führen soll, anfangs nicht leicht: »Warum ist mia der Abschied bloß so schwer g'fallen? Is' ma wirklich in erster Linie Bayer und dann erst berufstätig?«, sinniert die braun getönte Uschi Glas bei der Hinfahrt im Autozug zu James Lasts schwofenden Heimatrhythmen. Schon bei den ersten Blicken hinaus auf die Landschaft um Hamburg herum denkt sie an »Reiberdatschi« und ihren geliebten Tegernsee. Wo soll man in der Hansestadt nur Ski fahren und wandern gehen? Hinter der abrupten Versetzung gen Norden vermutet die geschiedene Heininger ihren Scheinkollegen Dr. Ralf Maria Sagerer, der alsbald selbst an die Alster geschickt wird. Nach ihrer ersten Paar-Perfor-

mance in »Polizeiinspektion 1« (1977–1988) und »Unsere schönsten Jahre« (1983–1985) verdreht Glas ihrem Schauspielkollegen Elmar Wepper in diesem ebenso zahmen wie zeitgeistigen Vorabendpaß schon zum dritten Mal den Kopf, was mitunter auch 2020 noch Freude beim Zuschauen macht: Der Flughafen München-Riem und die dicken bayerischen Karossen (Autokennzeichen M-HH 6225). All die blaugrauen Jacketts und Blusen. Dazu jede Menge orange getönte Kaschmirschals, rehraune Lederhandtaschen, extravagante Broschen und diverse Gloria-von-Thurn-und-Taxis-Gedächtnis-Föhnfrisuren als visuelles Schmankerl. Mei, so schön extravagant war's amal in der mittleren Helmut-Kohl-BRD – und gleichzeitig so harmlos. || sh

ZWEI MÜNCHNER IN HAMBURG

Deutschland 1989–1993 | Buch und Idee: Karlheinz Freylik | Mit: Uschi Glas, Elmar Wepper u.a. | 3 Staffeln mit 37 Episoden
630 Minuten | Auf DVD erhältlich



Anzeige

Sperr Müll

Theaterstück von **Petra Wintersteller**

Regie **Winfried Frey**

ab **10.12.**

theater... UND SO FORT
Ein Theater für die Stadt München
www.undsofort.de



Es mag redundant und verwegen erscheinen, einen Kultfilm neu zu drehen, und doch rentiert sich oft ein Blick auf die Beweggründe eines solchen Remakes. Bereits 1970 verfilmte der damals noch unbekannt Regisseur William Friedkin ein Off-Broadway-Stück, das 1968 für Furore gesorgt hatte: Mart Crowleys »The Boys In The Band«, eines der ersten Dramen mit ausschließlich homosexuellen Figuren. Das Kammerspiel bringt die Frustration der Community auf den Punkt, die eigene Identität in der Öffentlichkeit nicht ausleben zu können. Eine schwule Geburtstagsfeier in der New Yorker Wohnung des Gastgebers Michael wird von dessen heterosexuellen Studienkollegen mit einem Überraschungsbesuch gestört. Dieser löst in den sechs Schwulen eine ganze Bandbreite an Verhaltensweisen aus, denn zur Entstehungszeit des Dramas und der ersten Verfilmung standen homosexuelle Handlungen in den USA noch unter Strafe – ein Umstand, der erst 2003 vom Supreme Court gekippt wurde. Versucht Michael zu Beginn noch so zu tun, als sei er nicht homosexuell, eskaliert die Situation, als der exaltierte Emory Alan unterstellt, selbst schwul zu sein, und eine hitzige Diskussion über das Selbstverständnis Homosexueller und deren Loyalität zur eigenen Community unter den Freunden entbrennt. Friedkins Film gilt auch heute noch als wichtiger Befreiungs-

schlag für das Queer Cinema. Die überaus kurzweilige Neuauffassung ist nun, über 50 Jahre später, ein weiterer winziger Schritt in Richtung Gleichberechtigung und Repräsentanz: »The Boys In The Band« ist der erste Film, in dem alle homosexuellen Figuren auch von homosexuellen Schauspielern dargestellt werden – ein Durchbruch, denn im ach so aufgeklärten Hollywood werden homosexuelle Schauspieler und Schauspielerinnen weiterhin nur akzeptiert, wenn sie das heteronormative Konzept der Kernfamilie imitieren. Umso bezeichnender ist es, dass hier Zachary Quinto, der vor seinem Coming-out noch als Mr. Spock in den neuen »Star Trek«-Filmen gehyped und anschließend, wie er selbst bestätigt, fallen gelassen wurde, in einer zentralen Rolle besetzt ist. Dass obendrein neben Stars wie Jim Parsons und Matt Bomer auch unbekanntere Darsteller zu sehen sind, macht »The Boys In The Band« zu einem wichtigen Statement zur richtigen Zeit. ||

SOFIA GLASL

THE BOYS IN THE BAND

USA 2020 | Drehbuch: Mart Crowley und Ned Martel nach Crowleys Theaterstück | Regie: Joe Mantello | Mit: Jim Parsons, Matt Bomer, Zachary Quinto | 121 Minuten | Auf Netflix

Geht doch!



Viel Beifall für die Briefszene mit Mathias Hausmann (Onegin) und Camille Schnoor (Tatjana) | © Christian Pogo Zach

Das Gärtnerplatztheater
präsentiert »Eugen Onegin«.
Mit viel Konzept und Witz.

WOLF-DIETER PETER

München hat eine Tradition mit speziellen Theaterformen: also so ein herrlich weites, edles Oval, in der zentralen Loge im Balkon ein paar Menschen, etliche weitere im weiten Rund – das waren die berühmten Separatvorstellungen für König Ludwig II. ab 1872. Ganz ähnlich wirkten jetzt die rund 300 Besucher der Premiere im Gärtnerplatztheater – eine kulturpolitische Absurdität im bis 2019 totalrenovierten Komplex mit der modernsten Lüftungsanlage aller Münchner Theater.

Der dankbar herzliche Applaus schloss am Ende alle mit ein, auch wenn das Bühnenteam registriert haben sollte: hörbar schwächerer Beifall. Das lag nicht an den Corona-Vorgaben, speziell den Distanzvorschriften für alle Bühnenfiguren. Regisseur Ben Baur hat in Uta Meenens Kostümen das Werk in der zaristischen Gesellschaft angesiedelt, wo »Distanz« zur gesellschaftlichen Konvention gehörte. So sangen die Bauernchöre schön brav und breit aufgestellt, tanzten derb auf der Stelle für die Herrschaft, und ein Walzer wie eine Polonaise in St. Petersburg können ja durchaus mal mit sehnsuchtsvoll ausgestreckten Armen, aber ohne Handberührung umgesetzt werden (Choreinstudierung: Felix Meybier; Choreografie: Lillian Stillwell). Auch in der »Liebe« galten ja Zucht und Ordnung, was Olga und Lenski temperamentvoll, Tatjana und Onegin weniger überzeugend steif vorführten. Da stellt Regisseur Baur sich selbst ein Bein. Onegins »weltmännisches Gehabe« bis zur kühlen Arroganz freilich war nicht inszeniert und ließ wünschen, dass Regisseur wie Sänger die Körpersprache in John

Crankos genialem »Onegin« studiert hätten. Warum Baur Onegin durchweg bis in Fürst Gremins Ballsaal in Hemdsärmeln und Reitstiefeln auftreten lässt, bleibt sein Regiegeheimnis. Wenn er das Ganze als Tatjanas »Traum zurück« – von der ersten Pose im Vorspiel bis zur Schlusszene einschließlich irrealer Auftritte eines Tatjana-Kindes – zeigen wollte, dann blieb Baur's Lichtregie mit Michael Heidinger zusammen banal bis nicht existent. Und als sein eigener Bühnenbildner lässt Baur sein Halbrund aus hohen Lamellentüren, ein paarmal quer gezogenen Vorhängen zur Schaffung eines »Zimmers« und ein paar Stühlen keine Rolle spielen.

Ganz anders die musikalische Seite der Premiere. Der von den Theaterarchitekten Achatz beim Umbau raffiniert bis zum Äußersten vergrößerte und akustisch verbesserte Graben bleibt für ein großes Tschaikowsky-Orchester zu klein. Distanz für die Musiker: unmöglich. Die Lösung: Das Staatstheater leistete sich eine reduzierte Orchesterfassung von Pjotr Alexandrowitsch Klimow, einem selbst komponierenden Tschaikowsky-Kenner. Die 24 Instrumentalisten brachten unter Chefdirigent Anthony Bramall nicht nur die großen Highlights der Partitur – Tatjanas Briefszene, Lenskis Todesahnung, Onegins Verzweiflung, Gremins Liebesbekenntnis – zum Klingen. Sie gaben dem Ganzen einen Hauch von salongefärbtem Kammerkonzert, was Tschaikowsky durchaus nahe klang und eine gelungene Adaption über Corona-Beschränkungen hinaus darstellte. Deswegen hätten alle Sänger weniger Premierempower geben,

noch mehr zum Partner statt ins leer tönende Theaterrund singen können. Dafür gelang Juan Carlos Falcón mit Triquets Couplet ein fein ziseliertes Kunststückchen vor allen anderen guten Nebenfiguren. Sava Verni war ein volltönender Fürst Gremin mit alles überragender Bühnenerscheinung. Anna-Katherina Tonauers Olga klang mädchenhaft gegenüber der hörbar gereiften Camilla Schnoor. Ihre Tatjana besaß Gefühlstiefe und gebändigte Leidenschaftlichkeit bis hin zur Ohrfeige für Onegins Duell-Provokation, zu Recht viel Beifall für ihre Briefszene. Mathias Hausmanns runder, kerniger Bariton passte genau für den überheblichen Gesellschaftslöwen Onegin. Tenor Lucian Krasnec stand in München vor dem Trauma, gegen das seit 1962 (!) unübertroffene, todesverschattete Ideal von Fritz Wunderlichs »Wohin, wohin ...« als Lenski anzusingen, was vom gehauchten Pianissimo bruchlos in den schmerzlichen Ausbruch bravourös gelang. So bewies der Abend, wie herrlich es war, wieder musikalisches Theater zu erleben! Und es zeigte in seiner gestalterischen und hygiene-konzeptuellen Umsicht ebenfalls, dass realitätsnahes Politikmanagement locker 600 Besucher im Theaterrund erlauben könnte. ||

EUGEN ONEGIN

Gärtnerplatztheater | 9., 12. Dez. | 19.30 Uhr | 18. Dez. 19 Uhr | Tickets: 089 21851960 | www.gaertnerplatztheater.de

Blues plus

Klare Ansage im Jazzclub Unterfahrt: Konzerte finden statt, wenn die Musiker kommen. Dann eben als Stream.

KLAUS VON SECKENDORFF

»Alle Musiker, die wie vereinbart kommen, werden spielen«, meint Michael Stückl, Programmchef der Unterfahrt. Für kulturorganisatorische Notfälle wie im November habe man über den Sommer viel in ein umfassendes Kamera-Equipment investiert. Live ist besser, aber Stream ist besser als nichts. Geplant sind Konzerte beispielsweise mit der Cellistin Nesrine (25.11.), der klangmagisch trommelnden Schlagzeugin Eva Klesse (12.11.) und dem österreichischen Gitarristen Wolfgang Muthspiel (11.11.). Zu seinem Trio für die aktuelle Tour zählen zwei Amerikaner, die aber derzeit nahe der deutschen Grenze agieren, als Dozenten beim Jazzcampus der Musik Akademie Basel. Muthspiel fungiert dort als künstlerischer Leiter, networkt international und kann daher seine Beziehungen spielen lassen. Auf der aktuellen Trio-CD »Angular Blues« beispielsweise sind alte Studienkollegen wie der Schlagzeuger Brian Blade und Bassist Scott Colley zu hören. In München dabei: Drummer Jeff Ballard, ebenfalls ein langjähriger Weggefährte, und am Bass Danny Ziemann. Auch in dieser Besetzung ist vor allem feinsinniger Kammerjazz der betont melodischen Art zu erwarten, egal, ob Muthspiel zur akustischen oder zur elektrischen Gitarre greift.

Auf der Bühne dürfte es manche Abweichung vom lyrisch getragenen Grundcharakter

des Albums geben. Egal, ob vom Gitarristen komponiertes oder letztlich auch die beiden Standards »Everything I Love« und »I'll Remember April« – kräftig gegroovt wurde im Studio nur beim »Kanon In 6/8«. Womit keinesfalls etwas gegen Muthspiels warm-weiche Tongebung gesagt sein soll oder gegen seine wunderbaren Hymnen und luftig schwebenden Balladen. Aber ein – doppeltes – Liveset kann mehr von dem gebrauchen, was ein Titel wie »Angular Blues« an Eckig-Kantigem erwarten lässt. Wobei Meister Muthspiel das Spektrum der Facetten durchaus in seinem Gestaltungsinventar vorrätig hat. Wenn er denn kommt, wird es auch am Bildschirm etwas zu erleben geben. So wie sich überhaupt der Blick auf die Website der Unterfahrt und deren verschiedene Kanäle auf den Social-Media-Plattformen lohnt. Denn Stückl und sein Team – wie auch andere unermüdlische Münchner Jazzgastronomen wie Thomas Vogler mit seiner Musikbar in der Rumfordstraße – arbeiten sich auf für Kultur, die sie lieben. Allen Beschränkungen zum Trotz. ||



Wolfgang Muthspiel | © Laura Pfeifer

Prag vielleicht, und Köln

Musik muss sein, gespielt im Angesicht der Hörer*innen. Deshalb tritt auch das Jazzfest München wieder in den Ring.

RALF DOMBROWSKI

Andy Lutter kann es nicht mehr hören. »Wir gehen davon aus, dass das Jazzfest stattfindet, zumindest im Dezember«, meint der Pianist, Komponist und Programmverantwortliche des Festivals der Münchner Szene. »Aber da wäre noch Söder.« Als Veranstalter jedenfalls könnte man zurzeit die Motten kriegen. Die Siebenmonatsinzidenz ausgefallener Konzerte hat den gefühlten Wert von hundert längst überschritten und fordert die Gestaltungsreflexe und Kreativbedürfnisse von Künstlern so massiv heraus, dass selbst der irrwitzige Aufwand vieler Hygienekonzepte in Kauf genommen wird, nur um zu spielen und das Publikum aus dem Sofaphlegma der Angst wieder in die musikalische Öffentlich-

keit zu locken. Das Jazzfest München also findet statt, auf ein Wochenende gekürzt und mit famosen Künstlern, die sich zwar lieber nicht die Klinke in die Hand geben, aber wenigstens die Bühne der Black Box im Gast-

teig teilen. Das vom ursprünglich auf zwei Monatsanfänge verteilte Programm übrig gebliebene Wochenende des zwangseingedampften Festivals widmet sich am 4. und 5. Dezember einem Kontrastprogramm von Soloauftritten und Gastbesetzungen. Die Pianisten Cornelius Claudio Kreusch und Chris Gall stellen sich mit ihren Einzelprogrammen vor, aus Prag ist das Septett Ochepovsky eingeladen und der Pianist Christian Elsässer präsentiert zum Abschluss sein formidables rheinisch-bayerisches Quintett. So man irgendwie darf, wird gejazzt. In der Hoffnung, dass Angst und Virus nicht gewinnen. Denn zum eigentlichen Problem entwickelt sich mehr und mehr die freiwillige Selbstkontrolle in den Köpfen der Kunstsinnigen. Organisatorische Einschränkungen sind lästig, machen manches unmöglich, provozieren aber auch die Kreativität der Künstler, so sie denn noch ein Minimum zu beißen haben. Die Angst jedoch, die das Publikum auf die Wohnzimmercouch statt in die Konzerträume führt, droht die Livekultur zu Grabe zu tragen. ||



München, Chris Gall | © Ralf Dombrowski

JAZZFEST MÜNCHEN 2020

Black Box im Gasteig | 4., 5. Dez.
jeweils 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.jazzfestmuenchen.de

Am Ende Ludwig

Das Schwere Reiter ist ein Ort für Neues. Und es beschließt das Jahr mit reichlich ungewöhnlichen Projekten.

Künstler brauchen Raum. Der Un-Ort des Digitalen ist dafür kein Ersatz, sondern ein anderes Konzept, ein verändertes Format. Er ersetzt weder die Akustik, noch die Bewegungen und schon gar nicht die Kommunikation, die im Raum mit anderen Künstlern und auch dem Publikum stattfinden kann. Das Schwere Reiter wehrt sich daher mit einem selbstbewussten, ungewöhnlichen Programm gegen die Virtualisierung der Gestaltung, das verschiedene Disziplinen und Darstellungswelten vor Ort zusammenführt. Man sieht Tanz, Theater, Film, hört Improvisation und neue Musik, manchmal getrennt, oft aber auch in verschiedenen Verknüpfungen der künstlerischen Gewerke. Denn die Halle an der Dachauerstraße 116 gibt es her, thematisiert visuelle Aggressionen mit »Bilderzerstörer« von bodytalk & Teatr Rozbark (14./15.11., abgesagt), ergründet den Mythos von Woyzecks Wahnsinn mit »WYZCK-20« der bluespots productions (4./6.12.), stellt die getanzen Körpervisionen »Strange Foreign Bodies« der Choreografin Zufit Simon (19.–21.11., abgesagt) oder auch alternativ »Der flüchtige Körper« des Dresdener Kollektivs theatrale subversion (11./12.12.) vor.

Vor allem aber ist das Schwere Reiter eines der weniger Münchner Refugien für Projekte an den Grenzlinien von Neuer Musik, den Spielarten freier Improvisation und den Experimenten in Richtung multimedialer und crossmedialer Verknüpfungen. Mitte Dezember loten gleich drei verschiedene Projekte in Folge die Dimensionen zeitgenössischer Klangraumgestaltung aus. Der Violaspieler Klaus Peter Werani und der Akkordeonist Kai Wangler präsentieren als DUO2KW Uraufführungen unter anderem von Nikolaus Richter



Westergaard, Dell, Lillinger | © Ralf Dombrowski

de Vroe und Johannes Kalitzke (14.12.). Das Trio Dell Lillinger Westergaard überführt wiederum mit Vibrafon, Schlagzeug und Bass das Konzept Improvisation in ein Maximum klar architektonischer Abstraktion (15.12.). Das aufwendigste Unterfangen ist aber »The Ninth Wave – Ode To Nature« (17.–20.12.), eine tonpoetische Visualisierung des mythischen Konzepts der Neun mit vielfachen inhaltlichen Querbezügen, die der Klangkünstler und Regisseur Stefan Winter konzipiert hat (ausführliche Vorstellung folgt in MF 102). Mit derartigen Konzerten, die angesichts der Hallenarmut in München nur an wenigen Orten stattfinden können, setzt das Schwere Reiter ein klares Zeichen. Es will Raum sein für das Unerhörte. Und es ist damit eine wichtige Stimme in der Kommunikation der Möglichkeiten. || rd

SAISON 2020/2021

Schwere Reiter | Dachauer Straße 116
Dezember | jeweils 20 Uhr | Tickets: Online-reservierung unter: www.schwerereiter.de

Anzeige

CANDELA PEÑA
SERGI LÓPEZ
NATHALIE POZA
RAMÓN BAREA
PAULA USERO

**„Eine unwiderstehliche Tragikomödie ...
Candela Peña ist spektakulär!“ EL PAIS**

**„In der besten Tradition des spanischen Kinos,
unterhaltsam, mediterran und fröhlich.“ PUBLICO**

**„Eine Feel-Good-Komödie,
engagiert und feministisch.“ SCREEN INTERNATIONAL**

ROSAS HOCHZEIT

LA BODA DE ROSA

AB 12. NOVEMBER IM KINO!

Alle machen mit

Das Homeoffice für Musiker kann ziemlich kreativ sein. Wie zum Beispiel bei Alligator Gozaimasu.

DIRK WAGNER

Schon als Schwimmlehrer erkannte Jean-Pierre Brisset 1871 eine Verwandtschaft des Menschen mit dem Frosch. Den Beweis für solche evolutionäre Nähe lieferte er aber erst zwölf Jahre später, als der landläufig als Linguist tätige Forscher in der Neuauflage seiner französischen Grammatik eine Klangähnlichkeit der französischen Sprache zu Froschlauten ausmachte. Tatsächlich soll er sogar versucht haben, mit Amphibien zu kommunizieren, hat die Künstlerin Katrin Petroschkat in der beim Berliner Verlag Zero Sharp erschienenen Dokumentation »Jean-Pierre Brisset, Fürst der Denker« gelesen. Das einschlägige, auch von den Surrealisten gefeierte Werk inspirierte wiederum die performative Kunst, die Petroschkat zusammen mit zwei Mitstreiterinnen als »The Hercules And The Leo Case« in München entwickelte.

Ihrer Performance entstammt dann auch die Tonaufnahme der von Brisset inspirierten Lautmalerei »Qoi Que Tu Dis«, die die Künstlerin Inga nun mit Klangeffekten, einem weiteren Gesang und einer zusätzlichen Instrumentierung in ein spannendes Musikstück verwandelte. Inga, deren heuer bei Trikont erschienenen Debütalbum »Tears And Teeth« sogar in der zahnmedizinischen Fachzeitschrift Dental-Magazin besprochen wurde, eröffnet zusammen mit »The Hercules And The Leo Case« das erste von mittlerweile vier Episodenalben des internationalen Kollektivs Alligator Gozaimasu. Ursprünglich stand dieser Name für die Zusammenarbeit der Münchner Künstlerin Stephanie Müller und ihrer Band Beißpony mit japanischen Musikerinnen. Im Münchner Kulturzentrum Import Export hatten sie alle zusammen einmal zu »public recordings« geladen, an denen sich dann auch andere Interessierte beteiligten. Das Ergebnis ist auf dem bereits 2016 erschienenen Album »Alligator Gozaimasu« zu hören.

Während des ersten coronabedingten Lockdowns nahm Müller via Internet wieder Kontakt mit den Mitgliedern von Alligator Gozaimasu auf sowie zu anderen Künstlern, die sie allesamt nun zu einer internationalen Kooperation einlud. Dafür stellten die Beteiligten Klangwerke auf eine Plattform, auf der andere Künstler sie nun weiterverarbeiten konnten. »Natürlich konnten dabei deine eigenen Werke völlig entstellt werden«, räumt Inga ein. Trotzdem genoss sie den kollektiven Schaffensprozess. Mitunter habe es aber auch Absprachen gegeben. Und die Initiatorin Stephanie Müller merkt an, dass man sich auch gezielt Kooperationspartner aus der Gruppe habe aussuchen können, um mit denen dann etwas gemeinsam zu planen. Die meisten hätten sich allerdings auf das Abenteuer eingelassen, dass jeder die Beiträge ungefragt bearbeiten konnte, wie er wollte. Die fertigen Werke eint Müller auf Alben, für die sie das eigene Label RagRec gegründet hat. »Einige Teilnehmer hatten sofort ganz viel Drive und machten sich gleich ans Werk. Andere, die ich anscrieb, wollten zwar mitmachen, brauchten für sich aber noch Zeit, um sich auf das



Alligator Gozaimasu, Aoi Swimming | © Klaus Erika Dietl

Projekt einlassen zu können«, erklärt Müller, warum sie sich entschlossen hatte, das so konzipierte zweite Album von Alligator Gozaimasu namens »Solange Bunte Balken Durchlaufen« in mehreren Episoden zu veröffentlichen. Mindestens bis Dezember erscheint monatlich eine Episode. »Dann schauen wir mal, wie viel Energie noch da ist.« Die Alben sind übrigens auf Bandcamp.com zu hören und zu kaufen. Die Einnahmen gehen an Sea Watch e. V. ||

SOLANGE BUNTE BALKEN DURCHLAUFEN

Alligator Gozaimasu | Online-Musikprojekt | <https://alligatorgozaimasu.bandcamp.com/>

Anzeige

SOLIDARITÄT

Verantwortung für alle
ZUKUNFT FÜR ALLE

KULTURPOLITIK JETZT!

schwere reiter
tanz | theater | musik

www.schwerereiter.de

HÖRSTOFF

Pop

Vielleicht wird man sich an 2020 tatsächlich als an diese Leere erinnern, wie sie Phonoboy auf seinem neuen Album »Love And Let Die« beschreibt. Vielleicht wird es aber auch als das Jahr der verpassten Chancen in die Geschichte eingehen. Und auch darüber singt der Münchner Produzent, Multiinstrumentalist und Sänger. Notwendige Veränderungen wurden zwar diskutiert. Trotzdem gingen wir den alten Weg weiter. Als ob dazu nichts mehr zu sagen wäre, seufzt sodann eine Leadgitarre in jenen Song hinein, der durchaus von John Lennon hätte sein können. Später sorgt als einziger anderer Musiker auf diesem Album noch der Young-Chinese-Dog-Schlagzeuger Marc Boysen für spannende Rhythmen. Wie oft bei Phonoboy geistern in dessen Musik aber auch jene Rockidole, die den Münchner Christian Höck erst zu Phonoboy werden ließen. Herrlich psychedelisch ist daher dessen Sound und auf eine erfrischende Weise auch die frühen Siebziger referierend, ohne in verlogene Nostalgiekissen zu rutschen. Die Popmusik eines Popfans also, der selber schafft, was der Markt nicht mehr hergibt!

DIRK WAGNER



PHONOBOY:
LOVE AND LET DIE
(Recordjet / Edel)

Klassik

Während der vergangenen Jahre landete Dimitri Shostakovich mit zunehmender Häufigkeit auf den Spielplänen internationaler Künstler und Orchester. Lange Zeit als Hofkompositeur kommunistisch stalinistischer Parteihybris geschmäht, erkannte die Musikwelt endlich den leidenden, aber auch leidenschaftlichen Tonsetzer hinter der Fassade der Kulturpropaganda, mit der er lange zu kämpfen hatte. Die Geigerin Alina Ibragimova beispielsweise entdeckte in den zwei Violinkonzerten op. 77 und op. 129 einen emotional tief bewegten, aber auch mit ungewöhnlich bunter, stellenweise blendender Klangfarbigkeit agierenden Komponisten, der mal mit hintergründigem, volksmusikalisch schwelgendem Witz, dann wieder mit cineastischer Dramatik das Pathos des großen Gefühls beschwört. Vladimir Jurowski leitet das State Academic Symphony Orchestra of Russia »Evgeny Svetlanov« mit der Umsicht eines zwischen Direktheit und Abstraktion vermittelnden Intellektuellen, der der Stimme der Geige damit zu einem gleichermaßen opulenten wie transparenten Umfeld verhilft. Spätromantische Wucht trifft auf postromantische Reflexion, ganz im Sinne des Komponisten. Denn Shostakovich hat vielen seiner Werke verschiedene Lesarten implementiert, der Not der Zensur gehorchend, aber auch im Bewusstsein, Mitte des 20. Jahrhunderts die große Geste nur noch in Brechungen präsentieren zu können.

RALF DOMBROWSKI



ALINA
IBRAGIMOVA:
SHOSTAKOVICH
VIOLIN CONCERTOS
(Hyperion / Note 1)



Münchener Symphoniker | © Marco Borggreve

Von Graunke bis Gegenwart

Die Münchner Symphoniker werden 75. Und sie feiern mit großem Programm, so viel wie möglich.

KLAUS KALCHSCHMID

Die Münchner Symphoniker sind das kleinste der großen Münchner Orchester, aber das zweitälteste nach den Münchner Philharmonikern. Das 60-köpfige Ensemble, in dem Musikerinnen und Musiker aus 17 Nationen spielen, bietet seit einiger Zeit neben dem Münchener Kammerorchester die spannendsten Programme der Stadt. Außerdem bespielt es neben dem Herkulesaal der Residenz Münchens besten und schönsten Konzertsaal, das Prinzregententheater. Und in den letzten 40 Jahren hat sich viel getan bei den Münchener Symphonikern. Damals wechselten sie gerade ihren Namen und hießen nun nicht mehr wie im Jahr 1945 »Symphonieorchester Graunke« nach ihrem Gründer Kurt Graunke. Vor allem aber seit mit der Saison 2014/15 Kevin John Edusei Chefdirigent wurde und ein Jahr später Annette Josef die Intendanz übernahm, wehte zunehmend frischer Wind durch die Reihen und in die Konzertsäle hinein. Das klassisch-romantische Repertoire wurde kontinuierlich um Barock, Zeitgenössisches und Raritäten aus allen Jahrhunderten erweitert. Und auch die Qualität des Orchesters steigert sich unter ihrem neuen Chefdirigenten noch einmal erheblich.

Filmmusik bleibt nach wie vor eines der vielen Standbeine, und unvergessen ist eine USA-Tournee des Orchesters im Jahr 2011 mit der täglich live gespielten Musik zu »Herr der Ringe – Die Gefährten« in riesigen, zugigen Eissporthallen. Sie standen in Orten, die Hunderte von Kilometern voneinander entfernt sind und nicht zuletzt stundenlange Busfahrten erforderten. Aber bemerkenswert locker und entspannt wurde hier mit Pannen, Stress und Schlafentzug umgegangen. Seit 2017 arbeiten die Münchner Symphoniker mit Kevin John Edusei am Pult an einem nicht nur dank der kleineren Besetzung klanglich reizvollen kompletten Schubert-Zyklus auf CD. Nach vierter bis siebter Symphonie ist die Gesamtaufnahme bei der frühen Dritten und der viersätzigen, fast vollendeten E-Dur-Symphonie aus dem Jahr 1821 angekommen, die heute als Siebte gezählt wird. Sie wurde von Brian Newbould instrumentiert und ergänzt, wird aber immer noch selten (ein-)gespielt.

Mit Tilman Dost hat ein Intendant, der ebenfalls von Haus aus Instrumentalist ist, die Nachfolge von Annette Josef angetreten, die 2020 die Leitung des Klassikbereichs beim MDR übernahm. Er stammt aus einer Musikerfamilie, studierte Geige und hat unter anderem bei den Münchner Philharmonikern Erfahrungen gesammelt. Weil er aber schnell feststellen musste, dass Tutti-Geiger nicht so seine Sache ist und er Dinge gestalten möchte, studierte er Kulturmanagement, war unter anderem künstlerischer Betriebsdirektor der Wiener Symphoniker und zuletzt kaufmännischer Intendant bei den Stuttgarter Philharmonikern. Er will die Schiene der »Innovationsfreudigkeit« weiterverfolgen und wird hoffentlich auch ein virtuelles Angebot fortsetzen, das die Symphoniker als erstes Orchester in Deutschland einführen.

Aus den Niederlanden stammen Idee, Knowhow und Software einer ebenso simplen wie raffinierten Hörhilfe mit dem Smartphone namens »Wolfgang App«. Alle paar Minuten erscheinen da zur Musik, die gerade erklingt, ein paar Sätze auf einem dunklen Display, das den Sitznachbarn also nicht stört. Sie erklären

ebenso locker wie klar das Gehörte. Mit der »gelben Couch« wurde ein Format geschaffen, bei dem Neues locker parlierend zwischen Chefdirigent und Intendantin vorgestellt und so Berührungsängste abgebaut wurden. Neues, nicht nur junges Publikum hat die »HörBar« im Technikum gewonnen, bei dem man Breze und Bier zum Platz mitnehmen darf. Weil sie im Mai nicht stattfinden konnte, gibt es neben einem kleinen Konzert des Streichquartetts der Symphoniker zusammen mit »Dreiviertelblut« auf der Website ein Video zu sehen, das im Probenraum des Orchesters aufgenommen wurde. Bei »Landpartie« ist Kammermusik für Alphörner, Klaviertrio, Horn- und Streichquartett zu erleben, charmant moderiert vom neuen geschäftsführenden Intendanten Tilman Dost zusammen mit dem ersten Hornisten Matthias Krön. Bei »Pomp und Puder« sollte im November live Skurriles aus dem Barock vorgestellt werden, unter dem Motto »Balzen und Baggern« geht es am Valentinstag 2021 um Flirten mit Musik.

Passend zur 75-jährigen Geschichte des Orchesters versammelte das Jubiläumskonzert am 8. Oktober im Prinzregententheater Werke, die 1945 entstanden sind oder uraufgeführt wurden, so Aaron Coplands »Appalachian Spring« oder das Oboenkonzert von Richard Strauss. Selten war das problematische, harmonisch so sämig mäandernde Stück derart fein ziseliert und luzide im Orchestersatz zu hören wie hier. Leider musste coronabedingt das ebenfalls 1945 komponierte »Konzert für Orchester« von Béla Bartók entfallen. Und auch die Saisonvorschau als festliche Jubiläumsbrochure fiel dem pandemischen Sparzwang zum Opfer. Die Konzerte der Winterwochen schließlich finden wohl alle noch sehr abgespeckt statt, die aktuellen Formate werden den Vorschriften angepasst werden müssen.

Aber der Zeitplan auf der Website reicht dennoch bis weit ins nächste Jahr. Dann sind auch schon wieder umfangreichere Konzerte geplant. Im November stand eine Rarität wie das von Martin Wettges erst vor wenigen Jahren rekonstruierte und instrumentierte Klavierkonzert a-moll op. 1 von Hermann Levi auf dem Programm, dem Freund von Johannes Brahms und Uraufführungsdirigenten des »Parsifal« in Bayreuth. Im Januar folgen unter anderem das erst 2015 wiederentdeckte Violinkonzert von Johan Halvorsen (1864–1935) und die Haydn-Variationen von Johannes Brahms. Auch im Februar steht ein Werk von ihm auf dem Programm, seine Dritte, dazu Zoltan Kodálys »Tänze aus Galánta« und Beethovens Violinkonzert. Im Mai darf dann hoffentlich wie geplant ein Konzert stattfinden mit der 9. Symphonie von Dmitri Schostakowitsch und dem Beethoven-Violinkonzert, gespielt von Fabiola Kim. Sie war schon auf Tournee mit den Symphonikern unter Edusei und hat mit ihnen eine bemerkenswert gelungene Doppel-CD aufgenommen, die Violinkonzerte aus dem Jahr 1939 versammelt: diejenigen von William Walton, Karl Amadeus Hartmann und Béla Bartók. ||

MÜNCHNER SYMPHONIKER 75
Prinzregententheater u. a. | Wintersaison
20/21 | Tickets: 089 54818181
www.muenchner-symphoniker.de

Anzeige

Bayerisches Staatsballett

Passagen

to get to become
Choreographie Philippe Kratz
Musik Milo

Broken Fall
Choreographie Russel Maliphant
Musik Barry Adamson

So 20.12.20 19.00 Uhr *Premiere*
Di 22.12.20 19.30 Uhr

Sa 09.01.21 19.30 Uhr
Do 14.01.21 19.30 Uhr
Fr 15.01.21 19.30 Uhr
Mo 18.01.21 19.30 Uhr

Giselle

Choreographie Jean Coralli,
Jules Perrot, Marius Petipa
Musik Adolphe Adam
Musikalische Leitung
Valery Ovsyanikov

Bayerisches Staatsorchester

Sa 26.12.20 15.00 Uhr
Sa 26.12.20 19.30 Uhr
Mo 28.12.20 19.00 Uhr
Di 29.12.20 19.00 Uhr

Sa 23.01.21 19.30 Uhr
So 24.01.21 18.00 Uhr
Sa 30.01.21 19.30 Uhr

Schwanensee

Choreographie Ray Barra,
Marius Petipa, Lew Iwanow
Musik Peter I. Tschaikowsky
Musikalische Leitung
Tom Seligman

Bayerisches Staatsorchester

Do 03.12.20 19.30 Uhr
So 06.12.20 15.00 Uhr
So 06.12.20 19.30 Uhr

Sa 02.01.21 19.00 Uhr
Mo 04.01.21 19.00 Uhr
Mi 06.01.21 15.00 Uhr
Mi 06.01.21 19.30 Uhr

www.staatsballett.de

30
JAHRE
BAYERISCHES
STAATSBALLET

Sarah Lucas: »Self Portrait with Fried Eggs«
1996 | Cibachrome, 153,5 x 105 cm | Sammlung Goetz
© Sarah Lucas, Courtesy Sammlung Goetz, München,
Foto: Sadie Coles HQ, London

Gegenüber

Neue Blicke und Neues im Blick: Die Pinakothek der Moderne lädt zu Entdeckungen ein.



THOMAS BETZ

»God bless America« steht in großen Metallbuchstaben auf dem Dach der kleinen Kapelle, davor leere Parkplätze, der Himmel darüber von Kabeln durchzogen. Ein Blick, ein Moment, Street Photography vom Feinsten – genauer Road-trip Photography, denn das Foto ist aus dem geöffneten Autofenster heraus geschossen. Zugleich ist »Route 9W, New York« (1969) von Lee Friedlander ein Selbstporträt: Sein Kopf, sein Auge, seine Kamera sind im Seitenspiegel Teil der Komposition. Sechs weitere faszinierende Selbstbildnisse Friedlanders zeigt die Präsentation »Gegenüber« in Saal 28 der Pinakothek der Moderne, die exemplarische Konzeptionen von »Porträt« und Auseinandersetzungen mit der menschlichen Figur verdeutlicht, vom August Sanders Typologie und Pathos der Sachlichkeit über Aufnahmen der DDR-Fotografin Sibylle Bergemann aus der Serie »Clärchens Ballhaus« (1976) bis zum individuellen Lebensgefühl, wie es Gegenwartsfotografen wie Wolfgang Tillmans und Rineke Dijkstra festhalten.

Diese Studioausstellung startete im Februar, vor dem Frühjahrs-Lockdown, und unser Corona-Blick trifft nun auf isolierte, distanzierte Menschen, mit großem oder ohne Abstand sitzend: »In der U-Bahn«, eine Serie von York der Knoefel Mitte der 80er Jahre. Noch bis Februar 2021 ist sie zu sehen, und nach hoffentlich baldiger Wiedereröffnung wird sie kontrastiert von der nun im November nicht eröffneten Ausstellung »Resistant Faces«. Die widmet sich Gesichts- und Körperbildern im Zeitalter digitaler Bilderzeugung und Bildkontrolle, mit denen in der Gegenwartsfotografie experimentiert wird.

Ein neuer Blick auf Sammlungsbestände nebst Neuerwerbungen, aus Forschungen und Revisionen prägt derzeit das ganze Haus mit seinen vier Institutionen und ihren Sammlungen (Moderne Kunst seit 1900, Graphik, Design, Architektur). In der Staatlichen Graphischen Sammlung inszeniert der Künstler und Filmemacher Omar Fast (zusammen mit der Szenografin Heike Schuppelius) »Abfahrt«, eine seltsam unfertige

Ausstellung, eine mysteriöse Welt – ausgehend von einer Selbstbildnis-Zeichnung Max Beckmanns aus der Zeit des Ersten Weltkriegs und mit Bezug auf dessen Tryptichon »Departure«. Wer also die aktuelle Architekturausstellung besucht (siehe Seite 31) oder die Schau zum Danner-Preis (siehe Seite 30), sollte zusätzliche Zeit einplanen. Oder besser noch einmal wiederkommen, um – mit Umsicht und Abstand natürlich – durch das ganze Haus zu streifen.

Überraschungen in Fülle bieten allein schon die 13 Räumen der neu geordneten Dauerschau von Kunst seit 1900. Hier treten 80 Werke der Gegenwartskunst aus der (wegen Sanierung geschlossenen) Sammlung Goetz in Dialog mit der Präsentation der klassischen Moderne. Den Titel »Au rendez-vous des amis« hat man dem Surrealisten-Gruppenporträt von Max Ernst entlehnt, aber um Freunde oder Zeitgenossen handelt es sich hier ja nicht. Gleich am Anfang formulieren die von inneren Konflikten geprägten Körper-Inszenierungen der Bildhauerin Louise Bourgeois Einsprüche gegenüber den emphatisch-»natürlichen« Akten im Freien und im Atelier der »Brücke«-Künstler Kirchner und Heckel, wohingegen Paula Modersohn-Beckers »Stehender Kinderakt mit Goldfischglas« (1906/07) seinen konstruierten Zauber bewahrt. Franz Marcs kristalline, aufgebrochene Landschaft »Tirol« (1914), ein dramatisches Bild mit Todesbedrohung, Licht-und-Schatten-Apokalypse und Marien-Schutz-Beschwörung, wird überstrahlt von Tal Rs »Adieu Interessant (yellow)« (2005–2008). In dessen sonnige, farbige, glitzernde Strahlenexplosion sind pornographische und illustrative Zitate aus Alltag, Pop, Trash und Historie eincollagiert. Mit welchem Weltbild man sich eher befreunden mag, dem geistig-mystischen von Marc oder dem effektvollen, ambivalenten Kosmos von Tal R, muss jede und jeder selbst ergründen. Unweit davon behaupten sich neben den expressiv-ekstatischen, exotischen Gemälden Emil Noldes die archaischen Skulpturen der pakistanisch-amerikanischen Künstlerin Huma Bhabha – wie überhaupt zu

bemerkbar ist, dass die Kuratoren Oliver Kase und Karsten Löckemann nicht nur Webarbeiten der Bauhüserin Johanna Schütz-Wolff oder von Woty Werner aus den 60er Jahren oder ein Strickstoff-Bild von Rosemarie Trockel den Heroen der Moderne zur Seite gestellt haben, sondern überhaupt starke weibliche Positionen. Der sarkastischen Herausforderung in Karl Hubbuchs Doppelbildnis seiner Frau Hilde im Spannungsfeld von Frivolität und selbstbewusster »moderner« Frau der Zwanzigerjahre steht die coole Herausforderung gegenüber, mit der die Britin Sarah Lucas ihr Selbstporträt mit Spiegeleiern in Szene gesetzt hat und damit reflexiv, humorvoll, drastisch und verletzlich Rollenzuschreibungen konterkariert.

Im Design-Museum zu entdecken lohnen manche Arbeiten aus dem Bauhaus oder die versammelten industriellen Objekte, deren ikonische Form in Plexiglasskugeln verpackt wurde, weil es hier darum geht, sie mittels einer App, »Sound of Design«, klanglich zu erleben. Die Kunstsammlung bietet unter anderem noch neu erworbene Arbeiten der Machtpolitik und Bildgebrauch reflektierenden Astrid Klein, einen neuen Künstleraum zu Anselm Kiefer sowie eine kleine Werkschau des Abstraktions-Pioniers und einflussreichen Lehrers und Ex-Münchners Hans Hofmann. Und schließlich konfrontierte uns das Haus – ganz ohne Erläuterung an der Wand oder zur Hand – mit befremdlicher, sinnlicher, emotionalisierender, verstörender Gegenwartskunst, um uns zur Auseinandersetzung mit den eigenen emotionalen Reaktionen, Erfahrungen und Erwartungen zu motivieren. Ende Oktober zumindest war die Schau »Feelings« mit ihren 100 Arbeiten noch zu sehen, obwohl ihre Zeit schon abgelaufen war. ||

PINAKOTHEK DER MODERNE

Barer Str. 40 | im November geschlossen | Digitale Angebote auf der Homepage der Pinakotheken: www.pinakothek.de

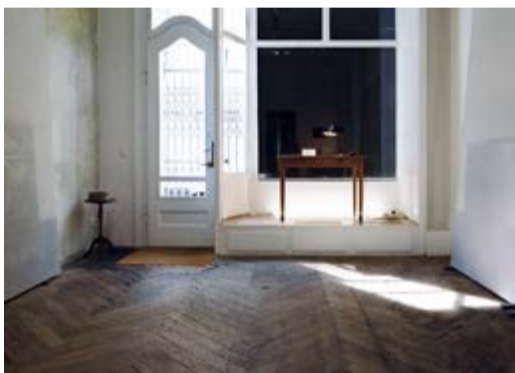
Kunsträume mit Charakter

Noch Geheimtipps oder schon legendär: feine und kleine individuelle Treffpunkte für Kunstfreunde – Teil eins.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Kunst schaffen ist selten reiner Selbstzweck. Kunst will auch sichtbar sein. Es gibt die etablierten Institutionen, aber bei weitem nicht jede kreative Äußerung findet dort ihren Ort. Zum Glück gibt es Menschen, die alternative Kunsträume gründen – Off-Spaces, Vereine oder neue Galerieformate – und sich leidenschaftlich, engagiert und oftmals unentgeltlich dem Vermitteln von Kunst widmen: Idealisten, zumeist Künstler*innen oder Kunsthistoriker*innen, die Kultur mitgestalten wollen. In München gibt es Dutzende dieser individualistischen Initiativen an oft ungewöhnlichen Orten.

Schwabinger Geschichte ist eingeschrieben in die Ladengalerie von Julia Lachenmann im historischen Gebäude des Schellingssalons. Hinter dem klangvollen Phantasienamen **BELLEPARAIS raumfuerkunst** verbirgt sich seit zwei Jahren eine Galerie, die sich als gegenläufig zum cleanen White Cube versteht, die mehr sein will als Umschlagplatz für Flachware an reiche Sammler und die sich mit unverputzten Wänden und altem Parkett atmosphärisch irgendwo zwischen Atelier, öffentlichem Raum und privatem Salon ansiedelt. Ohne den kommerziellen Aspekt zu negieren – denn wirtschaftliche Wertschätzung gehört genauso zur Kunst wie ihre gesellschaftliche Relevanz – engagiert sich Julia Lachenmann für den interdisziplinären Dialog zwischen Kunstinteressierten, Kulturträgern und Künstlern aller Sparten. Selbst aus einer großen Künstler- und Musikerfamilie stammend ist es Julia Lachenmanns Anliegen, Werken bildender Kunst, Neuer Musik und Formen der Wortkunst eine Bühne zu bieten. Den Rahmen bildet immer die Auseinandersetzung mit dem Raum, der die Kunstäußerungen aller Sparten determiniert und zueinander in Dialog setzt.



Belleparais raumfuerkunst – Blick in die Ausstellung mit Werken von Doris M. Würkert | © Doris M. Würkert

Seit 2014 wird im **super+Centercourt** an der belebten Kreuzung Türken-/Adalbertstraße junge Kunst in einer Art architektonischer Glasvitrine präsentiert – eine von mehreren Initiativen der Künstlergemeinschaft **super+**, bestehend aus Christian Muscheid, Alexander Deubl und Konstantin Landuris. Seitdem hat sich der Ausstellungsraum als nichtkommerzieller interdisziplinärer Off-Space etabliert, der Studierenden der nah gelegenen Kunstakademie wie auch etablierten künstlerischen Positionen ein Forum bietet sowie im Austausch mit lokalen bis internationalen Institutionen und Projekten steht. Seit zwei Jahren hat die Kunsthistorikerin Sophie-Charlotte Bombeck die ehrenamtliche Leitung und Programmgestaltung übernommen. Sie begleitet die Künstler*innen bei ihrer Auseinandersetzung mit dem nur 20 Quadratmeter großen Raum, die Voraussetzung ist für die Präsentationen, bei denen es aufgrund der großen Glasfenster immer um den Dialog von Innen

und Außen geht. Der **Centercourt** lebt vom niederschweligen Zugang des (Lauf-)Publikums, das unabhängig von den variablen Öffnungszeiten Kunst entdecken kann – und natürlich auch kaufen: Denn es gibt kein eigenes Ausstellungs-Budget. Für die anfällenden Kosten müssen jeweils Fördergelder beantragt werden oder es fließt zu deren Deckung ein prozentualer Anteil von Verkäufen mit ein.



super+Centercourt | © Ivan Schmidt

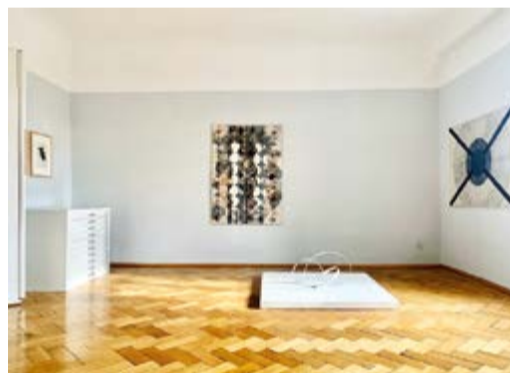
Das **KloHäuschen** gehört wie die Surferwelle, die alte Utting und das Bellevue di Monaco zu den außergewöhnlichen Münchner Raumeignungen, die es sogar in die Reiseführer geschafft haben. 2009 hat die Künstlerin und IT-Beraterin Anja Uhlig die brachliegende Perle an der Großmarkthalle entdeckt, sich in den denkmalgeschützten Raum verliebt und diesen als Ort für regelmäßige Kulturveranstaltungen definiert. Das KloHäuschen ist, was es ist: acht Quadratmeter Herrenklo mit sechs alten Pissoirs, einer Wand aus Glasbausteinen, vanillegelben Kacheln an den Wänden und Löchern im Boden. Anja Uhlig wehrt sich gegen den Begriff Ausstellungsraum oder Off-Space. Für sie ist das KloHäuschen ein »Wesen mit Charakter«. Was skurril anmutet, beschreibt eigentlich das Konzept. Denn hier geht es um den Ort selbst. Um acht Quadratmeter München, die nicht instrumentalisiert werden sollen. Wer sich hier engagiert, muss sich ganz darauf einlassen. Nur Bilder reinhängen ist nicht. Ob Künstlerinnen, Wissenschaftler, Theaterleute, Musikerinnen, Architekten – das kleine Örtchen hat im Lauf der Jahre unter den verschiedensten Händen seine phänomenale Wandlungsfähigkeit bewiesen. Sogar das Kulturreferat hat sein Potential erkannt und unterstützt das ambitionierte Projekt mit einer (kleinen) finanziellen Förderung. Das Kontrastprogramm zum saturierten München. Und manchmal sogar maßlos, wie die KloHäuschen-Biennale mit Gastkurator und 60 Künstlern beweist. Katalog en miniature inklusive.

Der **Kunstraum Bogenhausen** wiederum sieht sich in der Tradition eines Kunstsalons, in dem im Rahmen von Ausstellungen mit Werken etablierter wie auch unbekannter Künstler*innen aktuelle Themen der Kunst



KloHäuschen – »Filmset Mediendienst Leistungshölle«, 2016 | © Anja Uhlig

verhandelt werden. Performances, Lesungen, Vorträge, Filme, Konzerte, anregende Salongespräche und ungezwungene Tafelrunden sind Bestandteile des Formats der beiden Betreiberinnen Angelika Bartholl und Brigitte Martin. Veranstaltungsort sind die eigenen vier Wände plus angrenzender Dachboden im Obergeschoß eines Mehrfamilienhauses in Bogenhausen. Als neu zugezogene Künstlerin suchte Angelika Bartholl 2013 eine Form der Sichtbarwerdung: »Kuratieren als Prozess der Selbstbestimmung unabhängig von den Marktstrategien des Kunstbetriebs« lautet ihr Credo – will heißen, einen nichtkommerziellen Ort zu etablieren, an dem Künstler*innen, Kunstinteressierte und Menschen der unterschiedlichsten Fachrichtungen über Kunst und die Themen der Zeit ins Gespräch kommen. Netzwerken auf gehobenem Niveau also: Dank der hochkarätigen Veranstaltungen – teilweise in Kooperationen mit Museen und Galerien – ist der Ort inzwischen gut eingeführt, die Künstlerin Angelika Bartholl auch mit ihrem Werk, mehr noch aber als engagierte und feinsinnige Gastgeberin. Finanziell hält sich der Kunstraum Bogenhausen als gemeinnütziger Verein dank Mitgliedsbeiträgen und Fördergeldern und dem Verkauf von Künstler-Editionen über Wasser.



Kunstraum Bogenhausen – Blick in die Ausstellung von Angelika Bartholl, 2020 | © Kunstraum Bogenhausen

Nicht minder leidenschaftliches Engagement, aber privates Geld, eine kunsthistorisch bedeutende Sammlung und ein architektonisches Juwel stehen hinter dem **Metropol Kunstraum**. Die alte Schwabinger Tankstelle aus den 50er Jahren mit dem alten Porsche davor ist ein viel fotografiertes Motiv. Dass sich hinter der geschwungenen Glasfassade nicht nur die Büros, sondern seit 2007 auch der halböffentliche Showroom eines Sammlers befindet, ist nicht jedem bekannt. Markus Michalke, auch als Vorsitzender der Stiftung Pinakothek der Moderne bekannt, verfügt über eine umfangreiche Sammlung mit Papierarbeiten und Skulpturen des amerikanischen Minimalismus der 60er und 70er Jahre und seinen Einflussbereichen: Donald Judd, Sol LeWitt, Hanne Darboven, Fred Sandback, um nur einige Highlights zu nennen. Es ist das Anliegen des kunstsinnigen Unternehmensberaters, einzelne Positionen



Metropol Kunstraum | © collecto.art

in Form von regelmäßigen Ausstellungen auch dem Publikum zugänglich zu machen, es teilhaben zu lassen an inspirierenden Seherfahrten durch Kunst. »Eine solche Einladung an den Besucher auszusprechen, das Erkennen zu fördern und Ort zu sein, die subjektive Sinneswahrnehmung untereinander auszutauschen«, das sieht er als Aufgabe des Metropol Kunstraums. ||

BELLEPARAIS RAUMFUERKUNST
Schellingstr. 54 | Mi-Fr 15-18 Uhr, Sa 12-14 Uhr | www.belleparais.com
»vorstellung«. Esther Rutenfranz, Doris Maximiliane Würkert | bis 21. November
Salonprogramm: 1. Dez., 20 Uhr, Stefan Schilli, Oboe

SUPER+CENTERCOURT
Adalbertstr. 44 | von außen einsehbar
<http://www.centercourt.gallery>
»MARE OCCIDENTALE – oder: Was? Du willst damit Geld verdienen?«
Manuel Strauß | bis 15. November
»STRATORAMA«.
Alexander Deubl | 20. Nov. bis 15. Januar

KLOHÄUSCHEN AN DER GROSSMARKTHALLE
Thalkircher Str./Ecke Oberländerstr.
von außen einsehbar
<http://www.das-klohaeuschen.de/>
Martina Kändler »Silent Spectacle«.
20. November bis 9. Januar

KUNSTRAUM BOGENHAUSEN
Ismaninger Str. | nach tel. Vereinbarung: 0176 80139431 | www.kunstraumbogenhausen.de
»Mehl statt Gips«. Mario Ohno und Michael Lingner | Termin siehe Homepage

METROPOL KUNSTRAUM MÜNCHEN
Georgenstr. 42 | Mi 15.30-17.30 Uhr
www.metropolkunstraum.de
»Acht Horizonte und eine Rotationsachse«.
Bill Bollinger | Termin siehe Homepage



Bernhard Springer: »Die rote Maske« | 1983 | 220 x 135 cm, Acryl + Sprühlack auf Leinwand | © Bernhard Springer

Rat Krespel und die Plastic-Indianer

Das Private und das Öffentliche: Der Münchner Künstler Bernhard Springer lädt ein zu einer Zeitreise in seine 1980er Jahre.

Ein kleines Picknick im Gras, zwei Kinder auf der Decke neben dem Buggy, der Kleine hält seinen Luftballon fest im Arm. »moderne zeiten / modernigkeiten / der bulle prügelt der bulle lacht / vor der zeit«, dieser Text schwebt als gespraytes Menetekel hinter, über der Idylle. Ein Zitat der Punk-Band Vitamin A aus einem Sampler des Kreuzberger Kulturzentrums und des Clubs SO36. »Vor der Zeit« lautet auch der Titel des Gemäldes von 1982 und der Retrospektive, mit der Bernhard Springer, Rat Krespel und »plastic indianer« auf die 80er Jahre zurückblicken. Drei Namen, drei Seelen in Springers Brust in seinem ersten Jahrzehnt als Künstler. Die akribisch coranagerecht geplante Präsentation in der halle50 der Domagk-Ateliers – mit Führungen, Musik von DJ Upstart und der Band LovePil – muss nun auf 2021 verschoben werden. Auch »Die rote Maske« kann man jetzt nicht live sehen, ein Gemälde von 1983, das den Umschlag von Helmut Kraussers Roman »Fette Welt« zierte, zugleich ein frühes Beispiel für die von Springer virtuos gehandhabte Maltechnik mit der Sprühdose. Bleibt nur der Katalog »Bernhard Springer. Neue Heimat«, der die Entwicklung von 1979 bis 1988 nachzeichnet.

Rat Krespel, »einer der allerwunderlichsten Menschen«, ist Titelheld der Erzählung von E.T.A. Hoffmann und ein Pseudonym von Bernhard Springer in der Künstlergruppe

»frisch gestrichen«. Mit Genieästhetik und künstlerischen Strategien kennt Springer sich aus, der in München neben Literaturwissenschaft auch Theologie, Linguistik, Analytische Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie studiert und 1986 über »Narrative und optische Strukturen im Bedeutungsaufbau des Spielfilms« am Beispiel von Wenders' und Handkes »Falsche Bewegung« promoviert hat. Da war Springer schon Teil der Münchner Kunstszene, in der 1980 gegründeten Gruppe zusammen mit Wolfgang L. Diller und Detlef Seidensticker und der Produzentengalerie »Werkstatt«/»U 5« im Westend. Als Rat Krespel zeichnete Springer Beiträge im experimentellen Fanzine »plastic indianer«, das auf einem geleasteten Fotokopierer produziert wurde und dessen Nummer 15, ein Video der Gruppe, 1988 auf dem Internationalen Videofestival in Locarno mit dem Preis des Europarats prämiert wurde. Neben Neo-Dada-Skulpturen und crossmedialen Experimenten entwickelte Springer – ähnlich wie die Kollegen in den folgenden Gruppen »Neue Heimat«, »Ex-Neue Heimat« – seinen malerisch verfremdeten Realismus mit kritischer Reflexion von sozialen Beziehungen und Medienbildern. Er malte seine Familie, seine WG, und zugleich – in Bilder-Serien, bis heute – das Leben in Deutschland, die Gesichter und die Schauplätze der Zeitgeschichte. Springers Gemälde eröffnen Möglichkeiten, eigene Erfahrungen, kulturelles Wissen und unser Bildgedächtnis zu reaktivieren. || tb

BERNHARD SPRINGER. NEUE HEIMAT. MALEREI DER 1980ER JAHRE

icon Verlag Hubert Kretschmer, 2020
Information zum Erscheinen des Katalogs:
www.gofundme.com/f/neue-heimat
<http://www.bernhard-springer.de>



© Sebastião Salgado, Ansicht aus dem Lager Benako, Tansania, 1994

SEBASTIÃO SALGADO EXODUS

16. Oktober 2020 – 14. Februar 2021

Curated by Lélia Wanick Salgado

Nur mit [Ticketbuchung Online](https://www.ticketbuchung.de)
www.versicherungskammer-kulturstiftung.de

KUNSTFOYER
Maximilianstraße 53 · München
Tägl. 9:30 – 18:45 Uhr · Eintritt frei

KUNSTFOYER
VERSICHERUNGS
KAMMER
KULTURSTIFTUNG

UMGIB DICH MIT
GUTER KUNST VON
GUTEN KÜNSTLERN AUS
GUTEN GALERIEN

walter storms galerie

Dannerwetter!

Der renommierte Danner-Preis für Kunsthandwerk feiert sein Stiftungs-Jubiläum mit einer exquisiten, staunen machenden Ausstellung in der Pinakothek der Moderne.



JULIE METZDORF

Es gibt sie noch: Institutionen, die Gutes tun, ohne viel darüber zu reden. Die Danner-Stiftung ist so ein Fall. Den großen Schriftzug »Danner-Forum« über einem Bürokomplex an der Landshuter Allee in Neuhausen mag so manch einer schon einmal gelesen haben, doch nur die wenigsten wissen, wer oder was »Danner« eigentlich ist. Benno und Therese Danner waren ein wohlhabendes Ehepaar aus Neuhausen. Sie Brauereibesit-

zerstochter, er Unternehmer und vor allem Grundstücksbesitzer, verwalteten die beiden ein beträchtliches Vermögen. Kinder hatten sie keine und so gründete Therese Danner 1920, drei Jahre nach dem Tod ihres Mannes, eine Stiftung zur »Förderung des Kunsthandwerks in Bayern«. Aktuell ist es mehr als eine halbe Million Euro im Jahr, die die Stiftung dem Kunsthandwerk zukommen lassen kann. Das beginnt beim Druckkostenzu-

schuss für Kataloge und geht bis zur finanziellen Unterstützung verschiedener Fachschulen. Zu den wichtigsten Aufgaben gehört die Vergabe des Danner-Preises, einem der höchstdotierten Preise für Kunsthandwerk in Europa. Schmuck, Metall, Holz, Glas, Keramik, Textil: Beim Danner-Preis stehen Bereiche im Zentrum, die auf dem klassischen Kunstmarkt meist übersehen werden.

Gewinner-Stück dieses Jubiläumjahres ist eine rote Brosche der Passauer Schmuckkünstlerin Bettina Dittlmann. Um einen runden, sechs Zentimeter großen Scheibenmagneten ordnen sich viele kleine, aus Eisendraht gelötete Einzelteile an. Wie genau die Brosche am Ende aussieht, bleibt dem Zufall überlassen: es ist das Magnetfeld, das darüber bestimmt. Zufall und Gestaltung, oder wenn man so will: die Kräfte der Natur und die Fähigkeit des Menschen, seine Umwelt nach seinem Willen zu formen, kommen in diesem Stück zusammen. Und mit einer einzigen Handbewegung kann man alles wieder wegwischen. »Alles ist auflösbar und vergänglich und das symbolisiert für mich total toll den Wandel im Moment, mit der Frage wird es gut oder wird es schlecht«, sagt Bettina Dittlmann, die lange in den USA gelebt hat und der die dortige politische Situation persönlich sehr nah geht. Das Themenspektrum, das in dem Stück steckt, ist damit breit gefächert: vom familiären Hintergrund – die Magnete stammen aus der Werkstatt ihres Vaters – bis zur Symbolisierung der aktuell so unsicheren politischen und gesellschaftlichen Zustände. Auch die Bandbreite der verwendeten Materialien und Techniken ist enorm: Neodym-Magnete sind ein Material der Zeit, die filigranen Lötarbeiten und die kräftige Emaille-Farbe wiederum wurzeln in mittelalterlicher Schmuckkunst.

Ein Blick in die aktuelle Ausstellung in der Pinakothek der Moderne mit ausgewählten Arbeiten der Finalisten und weiteren Highlights aus der stiftungseigenen Sammlung zeigt, um was es bei zeitgenössischem Kunsthandwerk eigentlich geht. Es sind Arbeiten genau auf dem Grat zwischen Kunst und Handwerk, und Grat meint hier: Spitzenleistungen in beiden Gebieten. Das Ausloten der Möglichkeiten ist ein elementarer Wesenszug des modernen Kunsthandwerks. Schmieden, Flechten, Glasblasen, Drechseln, Töpferei: Uralte Techniken begegnen hier uralten Materialien. Es geht eben nicht darum, Dinge herzustellen, die aussehen wie vor 200 Jahren. Es geht darum, neue Formen zu schaffen, herauszufinden, was man mit dem Material noch alles machen kann.

Neben dem Hauptpreis an Bettina Dittlmann hat die Jury, der die Autorin angehörte, vier Ehrenpreise vergeben. Der Schmied Otto Baier aus Obermenzing wurde für zwei Objekte aus Titan ausgezeichnet. Dieses Metall ist extrem schwer zu schmieden. Mit einer Friktionspresse mit 130 Tonnen Schlag-

kraft ist Otto Baier hier an die Grenzen des technisch Möglichen gegangen. Am Ende sehen die Objekte »Stromboli« und »Vulkano« aus, als hätte er sie einfach in der Hand geknetet. »Die Kraft von Vulkanen ist gewaltig. Ich war auf dem Stromboli und hab da runtergeschaut und es hat gebrodelt, das war für mich ein wahnsinniges Erlebnis.«

Die Dialektik von freier und angewandter Kunst regelrecht in Form gegossen hat der ebenfalls mit einem Ehrenpreis ausgezeichnete Münchner Schmuckkünstler Peter Bauhais. Seine »Kettenskulpturen« sehen aus wie kleine Bäume, über einem oder zwei schmalen Stämmen erhebt sich eine Krone aus ineinander verschränkten ovalen Ringen. Die Kombination der verschiedenen Metalle Silber, Gold, Kupfer, Zink und Bronze basiert auf jahrelangem Experimentieren. »Durch das Gießen entsteht dann eine Skulptur mit dem Potential einer Halskette: Schneidet man die einzelnen Ringe auseinander, erhält man eine Kette. Die Skulptur geht dabei allerdings verloren.« Freies Kunstobjekt oder tragbarer Schmuck: Diese Entscheidung muss jeder selbst treffen.

Die aus Schwabach stammende Keramikerin Petra Bittl wurde für eine Gruppe keramischer Figuren aus Steinzeug mit Porzellan-Inlays ausgezeichnet. Ihre Arbeiten mit den Titeln »Paar« und »Wintergestalt« wirken wie



Das Gewinner-Stück beim Danner-Preis 2020 – Bettina Dittlmann: Brosche »Wohin« | 2019
Eisen, Lot, Emaille, Granate, Pyrit, Neodymscheibenmagnet
Fotos: © Danner-Stiftung/Eva Jünger (2)

menschliche Körper. Wellen in der Oberfläche erinnern an Stofffalten und lassen die Formen wie ein Gewand erscheinen. Das weiche und formbare der ursprünglichen Keramikmasse bleibt so auch in den gebrannten und dann steinharten Gefäßen spürbar.

Prämiert wurde auch eine Gruppe von Kerzenleuchtern aus Edelstahl des Nürnberger Silberschmieds Paul Müller: filigran, fast grafisch in der Form, mit klarer Konstruktion und hochpräzise in der Ausführung. Bei den Leuchtern »Stilles Fest« werden die Kerzen direkt auf den Dorn gesteckt. Das »Stativ für eine Kerze« wiederum besteht aus drei einzelnen Teilen und kann auseinandergenommen werden. Auch wenn die Leuchter schon als Skulpturen ihre Berechtigung haben, so richtig strahlen sie erst, wenn man sie auch benutzt. »Wenn ich daheim mein Abendessen mache«, so Müller, »dann zünde ich auch gern dazu meinen Kerzenleuchter an. Das ist vielleicht anachronistisch, aber dann ist es ein schöner Anachronismus.« ||

DANNER-PREIS 2020. 100 JAHRE DANNER-STIFTUNG
Neue Sammlung in der Pinakothek der Moderne | Barer Straße 40 | bis 17. Januar
Di-So 10-18 Uhr, Do bis 20 Uhr
www.pinakothek-der-moderne.de
Der Katalog erscheint im Dezember bei arnold Art Publishers

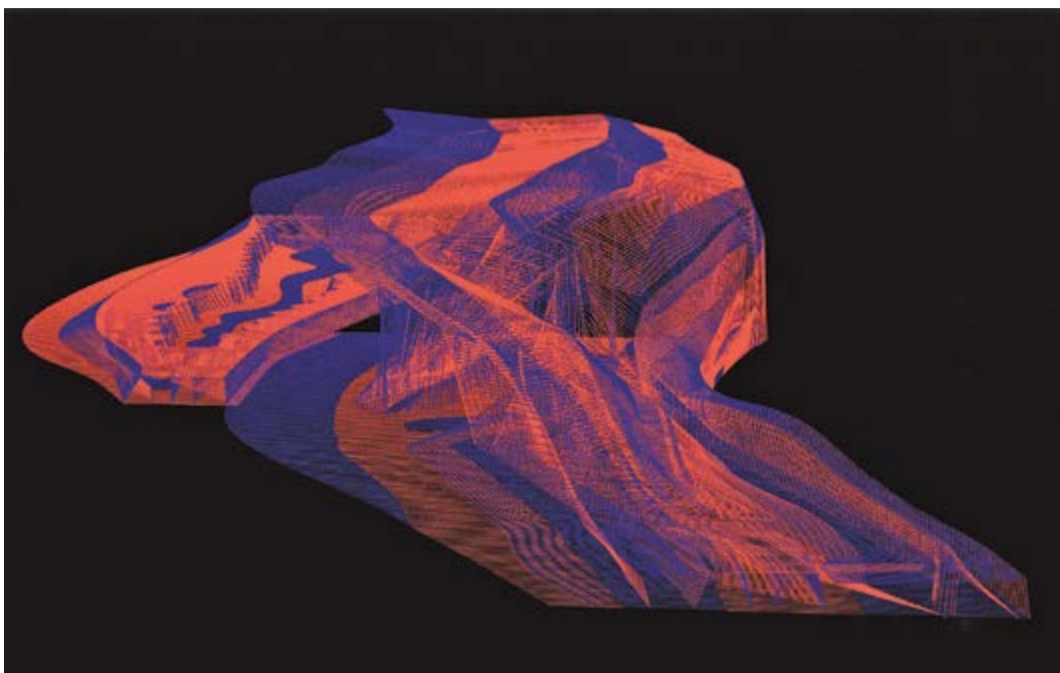
Anzeige



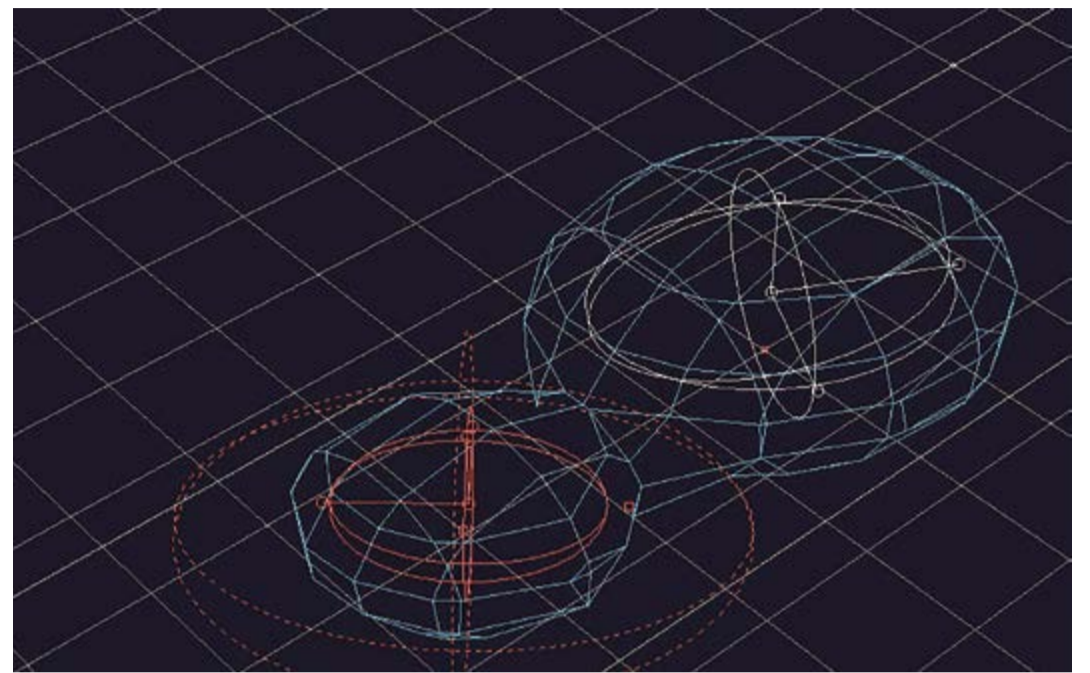
ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Brillantauge



Das Konzept für einen Urban Beach aus Holz gewann den Preis beim Young Architects Project des MoMa P1 – SHoP Architects »Dunescape« | 2000 | © SHoP Architects



Ein Wassertropfen, per Computer simuliert: Der BMW-Messepavillon war eines der ersten durchgängig digital gefertigten Gebäude weltweit – Bernhard Franken: »BMW Bubble« | 1991–1999 | © Franken Architekten

Die digitale Revolution des Bauens

Das Architekturmuseum der TU München widmet sich in der Pinakothek der Moderne erstmals der Rolle des Computers in der Architektur.

JOACHIM GOETZ

Fragen ist immer gut, dachten sich wohl die Kuratoren der neuen Ausstellung des Münchner Architekturmuseums in der Pinakothek der Moderne. Und so wollten sie wissen: »Hat der Computer die Architektur verändert und wenn ja, wie?« Der erste Teil der Frage ist rein rhetorisch zu begreifen. Welches technische Hilfsmittel hat denn nicht die Architektur verändert? Bleistift, Lineal, Zeichenmaschine hatten allesamt Auswirkungen auf die Gestalt von Bauten. Jedes technische Novum beeinflusst Entwurfs- und Produktionsprozesse, ganz egal, ob es sich um Fahrräder, Kraftwerke oder Plastikspielzeug handelt.

Bleibt die Frage nach dem »wie«. Und da wird es richtig schwierig. Schaut man sich etwa neuere Münchner Siedlungen an, so sind sie im Falle von Arnulf- oder Domagkpark ästhetisch betrachtet nicht restlos überzeugend, diplomatisch formuliert. Die neue Holzbau-Musterstadt auf dem Gelände der ehemaligen Prinz-Eugen-Kaserne in Bogenhausen wirkt nun jedoch auch gestalterisch vielversprechend. Aber ist dafür der Computer verantwortlich? Die Qualität der Architekturausbildung? Oder ist das vielleicht gar nicht so richtig wichtig? Wer weiß. Jedenfalls hat das Team um Kuratorin Teresa Fankhäne sich intensiv mit Grundlagenarbeit beschäftigt, geforscht, gesammelt – und daraus eine ansprechende, wenn auch ganz schön anspruchsvoll-anstrengende Schau gezaubert. Begleitet wird sie von einem ebenso schönen wie informativen Katalog.

Etwa 40 interessante Fallstudien – in vier Kapitel und in eine fabrikartige, technoide und transluzente Zellen-Architektur verpackt – demonstrieren die Veränderung der Rolle des Computers über einen Zeitraum von etwa 60 Jahren, von den Sixties bis heute. Das sind ausnahmslos interessante Objekte, Projekte, Ideen. Die Kapitel-Titel sind vielleicht gar nicht so wichtig: der Computer als Zeichenmaschine, als Designwerkzeug, als Medium des Geschichtenerzählens, als interaktive Plattform.

Da gibt es Lustiges, wie zum Beispiel die Historie der live präsentierten Mäuse, die von der ungestalteten monströsen Tastatur

der Frühzeit bis hin zur ergonomischen Maus oder zum skulpturalen Colani-Objekt reicht. Dann beamen an die Wand gepinnte Originalschachteln von Computerspielen den Besucher in seine Jugend mit »Sim City« zurück. Nachdenklich stimmt die irrwitzig aufwendig produzierte »Aspen Movie Map« von 1980: so etwas wie ein frühes Google Streetview. Mit Hilfe von Filmen, Fotografien, Vermessungen etc. wurde der legendäre Wintersportort in den Rocky Mountains in 3-D-Modelle übertragen. So konnte der Nutzer dann im Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston im Charles-Eames-Sessel sitzen und mit dem Joystick durch das Tausende von Kilometern entfernte Aspen navigieren.

Was Schönes für künstlerisch Interessierte gibt es auch zu sehen: betörende Plotter-Zeichnungen von Günter Günschel. Als der Rechner noch als bessere Zeichenmaschine benutzt wurde, entstanden seine heute vergessenen Kreationen. Günschel, der freie Experimente ohne vorgegebenes Raumprogramm startete, verglich sein Schaffen mit dem Malen an der Staffelei. Auch deshalb, weil der Bildaufbau am Monitor tatsächlich so lange dauerte, dass man in der Zwischenzeit das Werk auch mit dem Pinsel auf die Leinwand hätte zaubern können.

Auch viele Bauten lernt man unter einem neuen Aspekt kennen. Etwa die Mannheimer Multihalle mit ihrem wohl immer noch weltgrößten Holzgitter-Schalendach. Bei der Planung wurde der Computer dazu benutzt, die an einem Hängemodell entwickelte Gestalt im 3-D-Modell zu überprüfen und die Schneelast zu berechnen.

Die Zeiten ändern sich. Inzwischen werden nicht nur Gebäude komplett am Rechner simuliert, die benötigten Materialien genauso berechnet wie der Bauprozess. Man kann mit Hilfe von Augmented Reality selbst in riesengroßen Häusern mit der VR-Brille vor den Augen virtuell herumspazieren, drin wohnen, sich ein realitätsnahes Bild verschaffen. Bevor auch nur die Baugrube ausgehoben wurde.

Ohne Bauplatz geht's aber auch: Denn die britischen Architekten You+Pea (Sandra Youkhana, Luke Pearson) haben mit dem »London

Developers Toolkit« eine satirische App entwickelt. Damit wollen sie die Skyline der Londoner Superreichen thematisieren und persiflieren. Laien können mit Hilfe einer Totemstruktur und angeregt von dem in Kopfhörern laufenden Genesis-Song »In Too Deep« ganz einfach freche Hochhäuser kreieren, an deren oberem Ende auch schon mal ein Trump-Kopf plaziert wird. Dieses interaktive Computerspiel kann in der Ausstellung neben ein paar anderen gespielt werden. Desinfektionsmittel für Joystick, Kopfhörer und Hände stehen bereit. Man will ja nichts riskieren. ||

DIE ARCHITEKTURMASCHINE – DIE ROLLE DES COMPUTERS IN DER ARCHITEKTUR
Architekturmuseum in der Pinakothek der Moderne | Barer Straße 40 | bis 10. Januar
Di–So 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr | Künstlergespräche via Zoom, mittwochs 25. Nov., 9. Dez., 18–19 Uhr: <https://tum-conf.zoom.us/j/99110943100>, Log-in-Code: Pixel | Kuratorenführung: 3./19. Dez., 18.30 Uhr; 9. Jan., 16.30 Uhr | weitere Termine: www.pinakothek-der-moderne.de | Der Katalog (Birkhäuser Verlag) kostet 39,95 Euro

Anzeige

H A U S DER KUNST

SHIFTING PERSPECTIVES STREAMING FESTIVAL

ZUM WERK VON FRANZ ERHARD WALTHER ONLINE MIT HDK LIVE SAMSTAG 28.11.20 AB 10 UHR

FEW Franz Erhard Walther Foundation

Franz Erhard Walther, Gelbe Skulptur, 1969/79 © VG Bild-Kunst, Bonn 2020

S T R E T C H Y O U R V I E W

bis Ende November

THEATER AUS DER FERNE | RESI SENDET

Es sah ja fast so aus, als hätten wir einen vielversprechenden November vor uns: Mit »Dantons Tod«, mit »Lulu« und all den anderen Vorstellungen, die wir schon im Kalender stehen hatten. Daraus wird jetzt nichts. Solange Versammlungen von Schauspielern und Publikum nicht möglich sind, versuchen Ensemblemitglieder, diesen gemeinsamen Raum telefonisch, als Podcast, Zoom-Konferenz, per Videotagebuch oder Stream herzustellen. Auch wenn sich der Vorhang nicht hebt: Das Resi sendet.

<https://www.residenztheater.de/resi-sendet>

Di, 10.11. und Mi, 11.11.

THEATERFILM | STEFAN KASTNER: »DIE HALTESTELLE«

Das Theaterstück von Stefan Kastner jetzt auf Leinwand, direkt vors Sofa: Der Langzeitarbeitslose Karl verbringt seine Tage an einer Bushaltestelle am Münchner Hauptbahnhof. Einmal soll dieser von der Liebesgöttin Aphrodite in Form eines Tempels gegründet worden sein für Menschen, die in Liebe abreisen und ankommen. Das behauptet die Priesterin, die sich auch für die Wartung der Gleise verantwortlich fühlt. Sie geht nächstens frisch ans Werk, denn der Doge von Venedig soll mit dem Zug auf Gleis 12 eintreffen. Da der Polizeipräsident im Zuge dieses bevorstehenden Staatsbesuchs auch die Bushaltestelle sperrt, scheint auch der freudig erwartete Schikurs für die Mitarbeiterinnen der Bahnhofsmision zum Sudelfeld ins Wasser zu fallen. Karl jedoch, in Finanznöten, wittert ein Geschäft.

Streaming: www.pathosmuenchen.de
20.00 | Text, Regie: Stefan Kastner; Dramaturgie: Marie Thiele; Kamera, Schnitt: Michael Klinksik; Schauspiel: Inge Rassaerts, Susanne Schroeder, Zora Klare-Thiessen, Torsten Frisch, Rainer Hausstein, Christian Lex, Matthias Ransberger, Uli Zentner, Damen des Müttergesangsvereins u. a.

Do, 12.11. bis So, 29.11.

61. MÜNCHNER BÜCHERSCHAU

Die diesjährige Bücherschau findet virtuell statt. Die geplanten Veranstaltungen werden als Live-Streams übertragen. Bis 6.12. stehen sie zudem in der Mediathek der Bücherschau zur Verfügung, ebenso die Sonderausstellungen. Einige Highlights haben wir aus dem breiten Programm herausgepickt:

Do, 12.11., 19.00 | Wolfgang Benz: Vom Vorurteil zur Gewalt. Politische und soziale Feindbilder in Geschichte und Gegenwart
Antisemitismus und Rassismus sind langlebige, nicht an Anziehungskraft verlierende Phänomene – warum ist das so? Der Historiker Wolfgang Benz fasst in einem Kurzvortrag seine jahrzehntelange Forschung über Vorurteile und ihre Folgen zusammen. Im Anschluss diskutiert er mit Münchner Jugendlichen darüber, wie Vorurteile, Ressentiments und Stereotype entstehen und wie sie sich verändern, welche Feindbilder die europäische Geschichte prägen und wie sich daraus Ausgrenzung und Gewalt entwickeln.

So, 15.11., 15.00 | Anna Ruhe: Die Duftapotheke – Das Turnier der 1000 Talente.
Moderation: Christine Knödler | für Kinder ab 10 Jahren | Spannend, atemlos, überraschend: Kein Wunder, dass die Geschichten rund um »Die Duftapotheke« eine riesige Fangemeinde haben. Anna Ruhe entführt ihre Gäste in eine Welt voller Düfte – und in ein neues Abenteuer voller Magie, Herzklopfen und Gefahren.

Mi, 18.11., 19.00 | Alice Schwarzer: Lebenswerk | Moderation: Linda Becker | Über Jahrzehnte prägte Alice Schwarzer mit ihrer Streitbarkeit ein ganzes Land – ein Abend voller Erinnerungen und Begegnungen.

Do, 19.11., 19.00 | Ken Follett: Kingsbridge – der Morgen einer neuen Zeit | Ein Epos um Gut und Böse, Liebe und Hass und den Aufstieg eines unbedeutenden Weilers zum Ort Kingsbridge, den die Leser seit »Die Säulen der Erde« lieben.

Fr, 20.11., 19.00 | Anne-Sophie Monrad: Fashion Victim | Givenchy, Gaultier, Karl Lagerfeld – ein Topmodel berichtet über Licht und Schatten des Modelbusiness.

So, 22.11., 18.00 | Generation Z – Literatur für junge Leser | Cornelia Funke: Reckless: Auf silberner Fährte | für Jugendliche ab 14 Jahren und Erwachsene | Moderation: Niels Beintker | Mit »Reckless« hat Cornelia Funke eine ebenso magische wie furchteinflößende Welt erschaffen, die in den Märchen der Brüder Grimm verwurzelt ist. Die vierte Reise hinter den Spiegeln führt die Brüder Jacob und Will Reckless in den fernen Osten und nach Persien, auf die Inseln der Fuchse.

Fr, 27.11., 19.00 | Paul Maar: Wie alles kam. Roman meiner Kindheit | Musik: Wolfgang Stute | Paul Maars Erinnerungen sind ein Fest der Lebensfreude. Nach diesem Buch weiß man, warum er das »Sams« erfinden musste.

Sa, 28.11., 15.00 | Paul Maar: Das Sams und der blaue Drache | ab 7 Jahren | Heute ist Samstag, da kommt das Sams, ist doch klar! Seit rund 35 Jahren tobt das Sams durch die Kinderbuchwelt. Man darf gespannt sein, welches Abenteuer das gepunktete Wunderwesen 2020 erlebt.

www.muenchner-bucherschau.de
Anmeldung zu den Veranstaltungen: info@muenchner-buecherschau.de | mehr auf Seite 12

Do, 3.12.

MUSIK | HECKERNAUDERERTRAMONTANATRIO

Was für ein Trio: Der Cellist Jost H. Hecker, einer der Mitbegründer des Modern String Quartet, der Schlagzeuger Herbert Nauderer (auch bekannt für seine Bilder und Installationen rund um den »Mausmann«) und der Posaunist, Zeichner und Schauspieler Sebi Tramontana spielen heute schöne improvisierte Musik.

Pasinger Fabrik, Kleine Bühne | 19.30
August-Exter-Str. 1 | www.pasingerfabrik.com

Do, 3.12.

THEATER | DIE KLEINSTE BÜHNE DER WELT: »WIE DIE WELT AUF DIE WELT KAM«

Wie hat alles angefangen? Wie konnte aus dem Nichts unsere Welt entstehen? Mit einem Knall, einem Lied, dem Geheul des Coyoten, mit dem Wort eines Schöpfungsgottes? Und von wem, von was stammen wir Menschen ab? Wie kam das Böse in die Welt? Geht die Schöpfung immer weiter? Oder einem Ende entgegen? Hedwig Rost und Jörg Baesecke erzählen Schöpfungsgeschichten aus 5 Kontinenten, mit Papierobjekten und Naturmaterial, Geige und Küchenrolle, Wort und Lied, durch Licht und Dunkel, bis zum Anfang der Zeit.

Bürgerhaus Pullach | 20.00 | Heilmannstraße 1, Pullach | www.buergerhaus-pullach.de

Sa, 5.12.

MUSIK | PIANISTENCLUB: »JENSEITS DER GRENZEN«

In Beethovens Jubeljahr widmet der Pianistenclub dem Komponisten einen Abend mit Klaviersonaten, die einst neue Maßstäbe setzten. Auf dem Programm stehen die »Grande Sonate pathétique«, die Beethoven in der bedrückenden Erkenntnis seiner Ertaubung

komponierte. Die »Eroica-Variationen« gehören zu seinen größten Variationswerken: Die Sonate »Les adieux« oder »Das Lebewohl« widmete Beethoven »Seiner Kaiserlichen Hoheit des Verehrten Erzherzogs Rudolph von Österreich« und damit seinem bedeutendsten Gönner. Mit der »Waldstein-Sonate« und der »Appassionata« erreichte er den Höhepunkt seines Schaffens, revolutionierte die Klavertechnik und entlockte der Sonatenform Klangwelten bislang ungeahnter Intensität und dramatischer Steigerung. Es spielen: Para Chang, Nathalie Koshokar, Irina Shkolnikova, Polina Spirina und Heiko Stralendorff.

Gasteig, Kleiner Konzertsaal | 18.00 und 20.30
Rosenheimer Str. 5 | Tickets:
www.pianistenclub.de, Tel. 089 95456009

Sa, 5.12.

MUSIK | OFFENE OHREN: SESTETTO INTERNAZIONALE

Das Sestetto Internazionale spielt mit einer sehr ungewöhnlichen Instrumentierung faszinierend einfallreiche, feinsinnige Instant-Kompositionen. Achim Kaufmann (Piano), Harri Sjöström und Gianni Mimmo (Saxophon), Ignaz Schick (Turntables, Elektronik, Aliso Blunt, Violine), Veli Kujala (Akkordeon) brillieren im Team und verblüffen die Gäste mit einer Performance aus raffinierten Erzählungen, detailgenauen Soundscapes und kammermusikalischer Eleganz.

Einstein Kultur | 20.00 | Einsteinstr. 42
Tickets: kontakt@offeneohren.org

So, 6.12.

KABARETT | MAXI SCHAFROTH: »FASZINATION BAYERN«

Nach seinem ersten Soloprogramm »Faszination Allgäu« setzt Maxi Schafroth seine bizarre Beobachtungsreise jetzt auf den bayerischen Sonderwegen fort. Er begegnet Starnberger Zahnarztkindern in Geländewagen, Münchner Bildungsbürgern in senfgelben Cordhosen und hippen Szene-Pärchen mit Holz-Look-Brillen. Von der BayWa Ottobeuren bis zum Manufactum-Gummistiefel-Regal am Münchner Marienhof bringt Schafroth seiner Reisegruppe den Facettenreichtum des Freistaats näher. Kaum irgendwo ist die Luft besser, wie er beim Seminar »Atemtherapie für Führungskräfte« lernt.

Flying Circus im Leo 17 | Einlass 18.15,
Beginn 19.00 | Leopoldstr. 17
Tickets: www.lustspielhaus.de

Di, 8.12.

MUSIK | »THAT WAS WONDERFUL, RINGO«

Das Leben ist gerade hart genug, da darf man sich auch mal was gönnen: Zum Beispiel einen vorweihnachtlichen Beatles-Abend mit Kerstin Heiles, Hans von Chelius und Alex Haas. Es ist nicht nur unmöglich, ein Lied der Beatles ohne direkten Bezug auf Weihnachten und die stille Zeit zu finden – wer Kerstin Heiles (Gesang) kennt, weiß, dass mit ihr ein Konzert im Dezember ohne Zimtstern nicht möglich ist. Hans von Chelius (Gitarre, Gesang) entwickelt ab Ende November christbaumkugelförmige Auswüchse an den Schultern und Alex Haas (Gitarre, Bass, Gesang) freut sich, dass ihm in der Weihnachtszeit endlich wieder etwas auf dem Haupte sprießt – auch wenn es nur Lametta ist. Es ist also angerichtet. Beatles (no) Go Christmas, garantiert ohne spaßige Neudichtungen.

Pasinger Fabrik, Wagenhalle | 20.00
August-Exter-Str. 1 | www.pasingerfabrik.com

Di, 8.12.

VORTRAG | SIGRID WEIGEL: DAS UNHEIMLICHE ERBE DER »KULTURNATION«

»Deutsche Leitkultur«, »deutsche Kulturnation« oder »deutsche Identität« sind keine integrierenden, sondern polarisierende Begriffe. Kultur wird missbraucht zur Trennung vom Fremden und Andersartigen. In der Reihe »Nationale Kultur? Instrumentalisierung und Missbrauch« erörtern Fachleute aus verschiedenen Perspektiven, wie Geschichte und Kultur in Deutschland (miss)verstanden werden können. Heute spricht die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel über die Frage des »kulturellen Erbes«. Sie stellt fest: »Die Berufung auf die deutsche Kulturnation, die heute von rechts bis in die sogenannte bürgerliche Mitte hinein bemüht wird, aktualisiert eine Tradition, in der ein konservativer Kulturbegriff mit nationalistischen Exklusivitätsansprüchen eine unheimliche Mischung eingehen.« Einführung: Winfried Nerdinger

Bayerische Akademie der Schönen Künste
19.00 | Max-Joseph-Platz 3 | Reservierung:
www.badsk.de | Livestream: <https://vimeo.com/467367040>

Di, 8.12.

MUSIK | JAZZ+: UNCANNY VALLEY TRIO

Das Trio Uncanny Valley wurde 2017 gegründet und spielt Stücke von Phil Donkin (Kontrabass), Thomas Challenger (Tenorsaxophon) und Oli Steidle (Schlagzeug). Der Name der Gruppe verweist auf das Phänomen, dass im Bewegungsverhalten von Robotern menschliche Züge wiedererkannt werden. Uncanny Valley spielt weitgehend akustisch und setzt seinen Schwerpunkt auf Intervalle und räumliche Rhythmen. Die Improvisationen stellen gängige Spielmuster in Frage, so wie das Wort »uncanny« auch für »verblüffend« oder gar »unheimlich« steht.

Seidvilla | 20.00 | Nikolaipplatz 1b | Reservierung:
info@jazz-plus.de | Stream: www.facebook.com/jazzplusseidvilla

Fr, 11.12.

KABARETT | ULAN & BATOR: »ZUKUNST«

Gerade im richtigen Moment sind Deutschlands feinste Absurdisten zurück. Aus den bunten Strickmützen von Ulan & Bator perlen wieder irrwitzige Ideen: Pina Bausch-tanzende Fabrikarbeiter, ein mutierter Käse, der Bleiberecht verlangt, oder der zur psychedelischen Achterbahnfahrt geratene Arbeitstag im Großraumbüro. Ein Wiedersehen mit Rudolf Nurejew gibt es ebenfalls, wie auch das Stuhlkonzert und andere Klassiker. Dafür braucht man keine Vorkenntnisse, aber kulturelle Grundkenntnisse (wie immer im Leben) und ein Sinn für lustvolle geistige Verrenkungen sind hilfreich.

Lach und Schießgesellschaft | 19.30
Ursulastr. 9 | Tickets: www.lachundschuess.de

Fr, 11.12. und Sa, 12.12.

THEATERPERFORMANCE | THEATRALE SUBVERSION: »DER FLÜCHTIGE KÖRPER«

Bühne frei für die theatrale subversion! Das Dresdner Kollektiv nähert sich in seiner aktuellen Produktion dem Thema Flucht und Vertreibung. Welchen Einfluss hat die Bilderflut auf die Wahrnehmung von eigenen und fremden Körpern? Aus dieser Frage entwickelt sich eine szenische Recherche zwischen Videoinstallation, Performance und Choreografie.

Schwere Reiter | 20.00 | Dachauer Str. 116
Tickets: www.schwerereiter.de

